

Manuel Menrath

*UNTER DEM
NORDLICHT*

*Indianer aus Kanada
erzählen von ihrem Land*

Galiani Berlin

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Galiani Berlin* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter www.klimaneutralerverlag.de

Weitere Informationen, Berichte und Bilder:
www.unterdemnordlicht.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

Verlag Galiani Berlin

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Covermotiv © All Canada Photos / Alamy Stock Foto

Lektorat Wolfgang Hörner

Karte in Vor- und Nachsatz Marco Jann

Bild auf dem hinteren Umschlag Manuel Menrath mit Chief Bart Meekis (l)

und Deputy-Chief Robert Kakegamic (r)

Gesetzt aus der PT Serif Pro

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-216-1

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Inhalt

1 Wachyie – Willkommen	9
1.1 Unbekannte Welt	9
<i>Vollmonderemonie</i>	16
1.2 Geteiltes Land	23
<i>Armut im Land der Diamanten</i>	32
2 Aski – Land	41
<i>Wo die Stille spricht</i>	44
<i>Das Land versorgt die Menschen</i>	53
3 Wemistigosh – Europäer	65
3.1 Pelzhandel	75
<i>1670: Gründung der Hudson’s Bay Company</i>	88
<i>1783–1821: North West Company</i>	107
<i>1821: Monopolstellung der Hudson’s Bay Company</i>	115
<i>1970 bis heute: Das Ende des Pelzhandels</i>	128
3.2 Neues Weltbild: Missionare	132
<i>Der Weg in den Himmel</i>	142
3.3 Eine koloniale Matrix: Indian Act	156
<i>Auslöschung per Gesetz</i>	165
3.4 So lange die Sonne scheint: Treaty	174
<i>Leere Versprechungen</i>	187
3.5 Das Ende der Welt	199
<i>Wider den Lauf der Natur</i>	213
<i>»Wir nannten sie Diktatoren«</i>	226
3.6 Gefängnisse für Kinder: Residential Schools	243
<i>Stiller Schmerz</i>	248
<i>Missbrauch hinter Mauern</i>	255
<i>Von Lichtblicken, Widerstandshandlungen</i> <i>und denen, die starben</i>	267
<i>Gesellschaftliches Trauma</i>	278

4 Ishkoonigan – Überrest des Landes (Reservat)	291
4.1 Vom Land ins Reservat	291
<i>Abhängigkeit durch Sozialhilfe</i>	300
<i>Gebrochenes Vertrauen</i>	306
4.2 Welt im Umbruch	315
<i>Chiefs als Anführer und Verwalter</i>	322
4.3 Das harte Leben im Reservat	333
<i>Notstand</i>	344
4.4 Heimat mit Zukunft	355
<i>Hoffnungen und Perspektiven</i>	365
5 Bimaadiziwin – Gutes Leben	373
5.1 Widerstand	373
<i>Nishnawbe Aski Nation</i>	381
<i>Aufbegehren gegen Unterdrückung und Diskriminierung</i> ...	390
5.2 Meno Ya Win: Heilung	399
<i>Eine Brücke über den kolonialen Graben</i>	408
6 Meegwetch – Dank	415
7 Glossar	421
8 Anmerkungen	431
9 Literatur- und Quellenverzeichnis	467



ASKI

Land

Beim ersten Licht gebar O-ma-ma-ma, die Mutter Erde, die Geisterwesen der Welt. Ihr Erstgeborener ist der mächtige Binay-sih, der Donnervogel. Er beschützt die anderen Landtiere vor Genay-big, der geheimnisvollen und zerstörerischen Meeresschlange. Das zweite Geschöpf, dem O-ma-ma-ma Leben schenkte, ist Oma-ka-ki, der Frosch. Er besitzt Zauberkräfte und kümmert sich darum, dass die Insekten auf der Erde nicht überhandnehmen. Der Drittgeborene heißt Wee-sa-kay-jac, ein übermenschlicher Indianer mit magischen Kräften. Er besitzt die Fähigkeit, das Aussehen anderer Wesen anzunehmen. O-ma-ma-mas Viertgeborener ist Ma-heegun, der Wolf. Oft durchstreift er mit seinem größeren Bruder Wee-sa-kay-jac die Wälder. Gemeinsam erleben sie viele Abenteuer. Auf Ma-heegun folgte Amik, der Biber. Danach gebar O-ma-ma-ma die Fische, das Gras, die Bäume und die Steine. Lange lebten nur Geisterwesen und Tiere auf der Erde.³⁴

Doch auf einmal stiegen die Flüsse und Seen an und setzten die Wälder unter Wasser. Einige Tiere dachten, sie hätten O-ma-ma-ma erzürnt. Andere glaubten, Mishipizhiwin, die einem Luchs gleichende Unterwasserkatze, hätte auf dem Grund eines großen Sees gegraben und den wassergefüllten Erdkern geöffnet. O-ma-ma-ma müsse daher verbluten. Die meisten Geschöpfe ertranken. Doch einige Vögel und Landtiere fanden Zuflucht auf einer kleinen Insel, auf der Wee-sa-kay-jac wohnte. Gemeinsam bauten sie ein großes Kanu. Die Biber fällten Bäume, Bismarratten banden die Stämme mit Wurzelschnüren zusammen und die Frösche dichteten mit festem Schlamm die Zwischenräume ab. Die Vögel machten ein riesiges Nest im Kanu, damit es alle bequem hatten, und Wee-sa-kay-jac stellte ein schützendes Dach darüber. Durch den Dauerregen wurde auch die Insel bald überschwemmt und die Flut trug das Kanu in den Ozean hinaus. Viele Jahre lang trieben die Tiere und Wee-sa-kay-jac auf dem stürmischen Meer.³⁵

Eines Tages hörte es auf zu regnen und der Wind ließ nach. Wee-sa-kay-jac stellte entsetzt fest, dass er vergessen hatte, ein Stück Erde mitzunehmen, um die Welt neu zu erschaffen. Jemand musste daher zum Meeresgrund tauchen und Lehm holen. Zuerst schickte er Gitchi-Amik, den Riesenbiber. Als dieser leblos ohne Erde auftauchte, zog ihn Wee-sa-kay-jac ins große Kanu zurück. Dann bat er Nin-gig, den Otter. Doch auch dieser konnte den Grund nicht erreichen und ertrank. Wee-sa-kay-jac sandte schließlich Wa-jusk, die Bisamratte. Nach einiger Zeit schwamm auch sie tot auf der Wasseroberfläche auf und er holte sie ins Kanu. Als sie reglos dalag, sah er jedoch, dass zwischen ihren winzigen Pfötchen etwas Lehm steckte. Wee-sa-kay-jac freute sich sehr darüber und gab den drei Tauchern ihr Leben zurück. Dann kochte er in einem Topf den Lehm, bis dieser über den Rand des Kanus ins Meer quoll und dort das Land formte.³⁶

Wee-sa-kay-jac bat am nächsten Tag Geen-go-hongay, den Vielfraß, er solle die Erde bereisen, um zu sehen, wie groß sie geworden war. Doch als dieser nach zwei Tagen zurückkehrte, wusste Wee-sa-kay-jac, dass sie noch viel zu klein war. Abermals kochte er Lehm, und fügte ihn dem Land an. Geen-go-hongay machte sich zum zweiten Mal auf die Reise. Es dauerte etwas länger, bis er müde zurückkam. Doch Wee-sa-kay-jac war nicht zufrieden und kochte noch mehr Lehm. Dann sandte er den Vielfraß wieder aus. Dieses Mal kam er nicht mehr. Die Welt war groß genug.³⁷

Nachdem alle Lebewesen das Kanu verlassen hatten, träumte Wee-sa-kay-jac von Wesen, die genauso aussahen wie er. Sie sangen, tanzten und schlugen die Trommel. Als er am Morgen aufwachte, entschied er sich, solche Leute zu erschaffen. Er nahm aus dem Topf eine Portion vom übrigen Lehm und formte auf dem Panzer von Misqua-day-sih, der Schildkröte, einen ersten Menschen. Dieser war schwarz und Wee-sa-kay-jac erkannte in ihm keinen Indianer. Daher ließ er ihn vom Wind über das große blaue Wasser in ein unbekanntes Land tragen. Wee-sa-kay-jac nahm einen weiteren Lehmklumpen in die Hände und formte ihn auf der Schildkröte. Dieses Mal erschien ein bleicher und ungesund wirkender Mensch. Auch dieser glich keinem Indianer und er schleuderte ihn über die große Flut hinweg. Den letzten Lehm gestaltete er mit Sorgfalt. Der Mensch, der nun entstand, besaß eine olivbraune Haut. Wee-sa-kay-jac war zufrieden.³⁸ Auf diese Weise hatte er die Indianer auf der großen Schildkröteninsel erschaffen. Doch Wee-sa-kay-jac war für sie nicht nur

ein Beschützer, sondern er trieb auch allerhand Schabernack mit ihnen. Er konnte intelligent auftreten und sich dumm stellen, war gut und böse, hatte Stärken und Schwächen, gab sich einmal ehrlich und dann wieder hinterlistig. Wee-sa-kay-jac verkörperte die Gegensätze des Lebens und hatte diese auch auf die Menschen übertragen.³⁹

Als es auf der großen Schildkröteninsel noch unbesiedelte Gebiete gab, wanderten zwei Freunde, ein Mann und eine Frau, durch eine schier endlose Ebene. Dabei trafen sie auf Ehep, die Riesenspinne. Sie fragte: »Wohin geht ihr?« »Wir suchen ein Gebiet, in dem wir leben können.« »Ein solches liegt da unten«, meinte Ehep und wies die Richtung. »Es ist ein weites Land. Im Winter schneit es und wird sehr kalt. Im Sommer regnet es und wird sehr heiß. Aber dieses Land ist sehr gut.« Die Riesenspinne bot ihnen an, sie dorthin zu bringen, und ließ sie in einen aus ihrem Faden gewobenen Korb steigen. Sie mahnte die beiden aber: »Wenn ich euch hinterlasse, blickt nicht über den Korbrand, bis dieser auf dem Boden aufgesetzt hat. Solltet ihr es dennoch tun, wird es gefährlich. Haltet eure Köpfe unten, bis ihr gelandet seid.«

Der Mann und die Frau fuhren nun im Korb in die Tiefe. Es schien ihnen unglaublich langsam zu gehen und so kam es, dass einer der beiden den Kopf über den Rand streckte, um zu sehen, wie weit es noch war. In diesem Moment endete die Fahrt abrupt in einem Adlernest auf einem hohen Baum. Erschrocken sahen die beiden, dass der Stamm unter dem Nest keine Äste hatte, man nicht hinunterklettern konnte und es zu hoch war, um einen Sprung auf den Boden zu wagen. Als sie in der Ferne einige Karibus erspähten, riefen sie sie um Hilfe. Doch diese sagten, sie könnten nicht klettern, und zogen weiter. Dann näherte sich ein Bär, den sie ebenfalls um Hilfe ersuchten. Er blickte kurz nach oben und zottelte uninteressiert weiter. Schließlich tauchte ein Vielfraß auf. Verzweifelt riefen sie hinunter, er möge sie doch vom Baum holen. Ohne zu zögern, kletterte er hinauf und trug die beiden hintereinander sicher zu Boden. Sie bedankten sich bei ihm und freuten sich, in ihrer neuen Heimat angekommen zu sein. Dort entdeckten sie, wie sie auf diesem Land überleben konnten, bekamen Kinder und diese vermehrten sich wiederum. Bald lebten ihre Nachkommen überall. Sie ehrten und dankten dem Schöpfer, dass er ihnen dieses weite Land anvertraut hatte, wurden darin heimisch und kümmerten sich um alle Lebewesen, die ihnen Nahrung gaben. Dies ist die Geschichte, die sich die Menschen, die heute als Cree und Ojibwe bezeichnet werden, seit vielen Generationen erzählen.⁴⁰

»Nein!«, sagte Chris Koostachin, der Deputy Chief von Fort Severn an der Hudson Bay. Ich hatte wissen wollen, ob ich ihn heute interviewen konnte, und hakte nach: »Oder morgen?« Wiederum schüttelte der wortkarge, kräftige Mann, den seine Freunde auch ›Nachteule‹ nennen, den Kopf. »Und übermorgen?« »Nein, es passt mir nie!« Ich hatte bereits mit dem Chief und den anderen Councilors im Band Office Interviews geführt. Doch es war mir wichtig, mich auch mit dem Deputy Chief zu unterhalten, und ich bat ihn: »Komm schon Chris, du bist der zweitwichtigste Mann in diesem Dorf und ich bin von der Schweiz aus eigens Tausende Kilometer angereist, um dich zu interviewen.« »Nein!« Das galt es wohl zu akzeptieren. Nach einer kurzen Pause fragte er: »Was machst du am Samstag?« »Ein Interview mit dir?«, meinte ich scherzend. »Nein, aber wenn du noch nichts zu tun hast, nehme ich dich mit aufs Land. Sei vor Sonnenaufgang mit warmen, wasserfesten Kleidern bereit.«⁴¹

Die Sonne war zwar an diesem 12. August 2017 schon aufgegangen, aber es war dennoch früh, als es an meine Tür pochte. Chris hatte ein Quad, ein vierrädriges Geländemotorrad, auf dem Vorplatz meiner Unterkunft abgestellt und schritt zu seinem Haus zurück. Der Motor lief. Ich eilte hinaus, setzte mich drauf und hatte keine Ahnung, wie ich das Ding bedienen sollte. Obschon ich Motorrad fahre, fand ich mich auf Anhieb nicht zurecht und rief Chris hinterher. Er kam zurück und erklärte mir etwas mürrisch die Schaltung. Nachdem ich vor seiner Hauseinfahrt geparkt hatte, drückte er mir ein Gewehr in die Hand: »Aber schießen kannst du wenigstens? Da draußen gibt's ne Menge Eisbären und vielleicht musst du mal einen Warnschuss abgeben.« Mir wurde mulmig zumute, doch ich nickte. Im Militärdienst hatte ich oft geschossen, wenn auch nur mit einer Pistole. Chris fixierte die Waffe auf der Haube meines Quads. Dann hängte er sich sein Gewehr um, stieg auf seine Maschine und brauste davon. Ich folgte ihm auf der staubigen Schotterstraße Richtung Hudson Bay.

Nachdem die Baumgrenze hinter uns lag, bog Chris, für mich überraschend, links ab, fuhr eine steile Böschung hinunter und durchquerte einen seichten Fluss. Ich tat es ihm gleich und versuchte, mit seinem Tempo mitzuhalten. Nachdem ich allmählich ein Fahrgefühl für die mir unvertraute Maschine entwickelt hatte, gefiel es mir immer besser. Wir

fuhren über Stock und Stein durchs Gebüsch und das sumpfige Grasland der Tundra an der Küste der Hudson Bay. Nie zuvor hatte ich eine so weite, menschenleere und eindruckliche Landschaft gesehen, durch die keine Straße führt. Sie war alles andere als eintönig, und überall, wo ich hinsah, entdeckte ich für mich unbekannte Pflanzen- und Vogelarten. Plötzlich stoppte Chris und stieg von seinem Quad. Als ich bei ihm war, zeigte er auf riesige Tatzenspuren im lehmigen Boden. Ich stellte meinen linken Fuß neben einen Abdruck. Das Profil meines Gummistiefels fand dreimal darin Platz. Wir fuhren ein wenig weiter ins Landesinnere, bis auf einer leichten Anhöhe ein Eisbär auftauchte. Mein Herz raste. Der war ja riesig! Chris meinte seelenruhig: »Näher gehen wir nicht ran. Du wirst noch viele auf unserem Weg sehen. Sie harren an der Küste aus, bis die Bay im Herbst gefriert und sie wieder Robben jagen können.« Mir war es recht, näherten wir uns nicht weiter. Der Bär witterte uns und reckte seinen Kopf. Ich schaltete in den Rückwärtsgang. Chris machte ein Zeichen und das gewaltige Raubtier legte sich friedlich hin. Der ›Wabusk‹, wie die Cree den weißen Bären nennen, war ein Männchen und einige Hundert Kilo schwer. Wir bekamen auf unserer weiteren Fahrt noch über 30 Eisbären zu sehen, auch Mütter mit ihren Jungen. Sie waren alle wohlgenährt, da der letzte Winter lang gewesen war, wie mir Chris erklärte. Doch er verwies auch darauf, dass die globale Erwärmung für die Tiere eine Gefahr darstelle, da sie bei kürzeren Wintern nicht lange genug jagen könnten.

Fast 100 Kilometer nordwestlich von Fort Severn rasteten wir an einer Flussmündung. Chris, den ich bislang nicht oft reden gehört hatte, erzählte mir von seiner Kindheit: »Damals fuhren wir mit den Kanus hierher, um Karibus zu jagen. Da ich ein guter Läufer war, setzten mich die Jäger als Treiber ein. Mit ein paar anderen Jungs scheuchte ich die Herde in ihre Richtung. Wir waren jeweils mehrere Tage in dieser Gegend. Wenn wir genügend Tiere erlegt hatten, brachten wir das Fleisch und die Felle nach Fort Severn zurück.« Nachdem wir unsere Sandwichs verzehrt hatten, ging es weiter. Chris hielt an einigen Stellen und berichtete mir, was sich dort einst zugetragen hatte. Es waren Geschichten über seinen Vater, seine Großeltern und weitere Ahnen. Ich spürte, wie das Land durch Chris zu mir sprach und sich mir offenbarte. Diese auf den ersten Blick unberührte und endlos weite Wildnis war voller Erinnerungen, Mythen und Legenden. Es war eine jahrtausendealte Heimat einer mir noch unbekanntem Zivilisation.

An einem Flösschen mit glasklarem Wasser warf Chris seine Angel aus. Sofort biss ein Fisch an. Innerhalb kürzester Zeit zog Chris zwanzig weitere heraus und meinte dann: »Jetzt haben wir genug zu essen und für die Familie bleibt auch noch was übrig.« Während wir die Fische einpackten, ergänzte er nachdenklich: »Wenn jemand eines Tages weiter flussaufwärts Gold findet, ist es um dieses Paradies geschehen.« Seine Worte trafen mich. Auf einen Schlag wurde mir die ganze Problematik, mit der die Indigenen in Kanada konfrontiert waren, bewusst.

Die Sonne stand bereits tief am Horizont. Wir ließen sie hinter uns und fuhren zurück nach Fort Severn. Dabei kamen wir nochmals an den Eisbären vorbei, deren Felle nun rötlich im Abendlicht schimmerten. Als es dunkel war, wurde mir klar, weshalb Chris den Spitznamen ›Nacht-eule‹ trug. Während ich fast nichts mehr sah, navigierte er sicher durch die mit Büschen und Gewässern durchzogene Tundra. Ich war froh, dass ich seinen Rücklichtern folgen konnte, denn allein wäre ich verloren gewesen. Nachdem wir um Mitternacht im Dorf eingetroffen waren, sagte Chris: »Ich glaube, du weißt jetzt, warum ich dir das Land gezeigt habe. Dieses Reservat gleicht einem Gefängnis. Dort draußen aber ist das wahre Leben, sind unsere Geschichten und unsere Ahnen. Wenn du nur im Ort Interviews führst, das Land aber nicht siehst, dann wirst du nie verstehen, wer wir eigentlich sind.«

Chris Koostachin hatte mir mit diesem Ausflug gezeigt, was die Cree und Ojibwe meinen, wenn sie sagen, sie seien eins mit ›Aski‹, dem Land. Seit Menschengedenken bildete es die Essenz ihrer Zivilisation und hat ihre Kultur hervorgebracht. Nach ihrem Verständnis wurde es ihnen vom Schöpfer anvertraut, um sich darum zu kümmern und es unversehrt an die ungeborenen Generationen weiterzugeben. Daher können sie es weder besitzen noch verkaufen. Später fiel mir in den Gesprächen mit Indigenen auf, wie oft sie vom Land sprachen. Auch in anderen Reservaten nahmen mich die Leute in ihre Jagdgründe mit. Wenn ich mit Elders dort draußen war, berichteten sie gelegentlich davon, wie die Welt vor der Ankunft der Europäer ausgesehen hatte. In solchen Momenten wurde das Land zu einem großen Geschichtsbuch, aus dem sie mir vorlasen. Oft aber schwiegen sie und überließen es mir, dem Land selbst zuzuhören.

Der ehemalige Chief Edmund Metatawabin, dessen eindrückliche Autobiografie *Up Ghost River* ich gelesen hatte, holte mich am Vormittag des 4. Septembers 2017 am Flugplatz der Fort Albany First Nation an

der James Bay ab. Er gab sich noch wortkarger als Chris Koostachin. Zuerst brachte er mich zur Unterkunft, damit ich mein Gepäck verstauen konnte. Dort meinte er: »Du brauchst gute Schuhe, eine warme Jacke und genügend Wasser.«⁴² Ich wusste nicht, was er vorhatte, als ich wieder in seinen Wagen stieg. Wir fuhren durchs Dorf und parkten etwas außerhalb bei einem Blockhaus, das in einer Waldlichtung stand. Ed gab mir eine Kühlbox und zwei Beile: »Lade das ins Boot beim Steg!« Ich musste raten, wo die Anlegestelle war, da ich den Albany River noch nicht gesehen hatte, und folgte einem Fußpfad. Bald entdeckte ich durch die Büsche hindurch zwei Boote unten am Ufer. Ich lud alles in jenes, in dem einige Seile lagen. Ed kam mit einem Benzinkanister und einer Kettensäge herunter, wies mich an, im vorderen Teil des Boots Platz zu nehmen, und startete den Motor. Wir fuhren durch dunkle Waldlandschaften, an Flussinseln vorbei hin zur James Bay. Kurz vor der Mündung lenkte Ed das Boot in einen Nebenfluss und schaltete den Motor aus. Es war wunderschön. Wir saßen da, ohne zu sprechen, während wir leicht schaukelnd gemächlich am Schilf vorbeitrieben. Zwischen den tief hängenden Wolken leuchtete der hellblaue Himmel. Hie und da schnatterte irgendein Wasservogel. In der Ferne kreiste ein Adler. Nach einer Weile startete Ed den Motor und steuerte in den Hauptfluss zurück.

Wir legten am Ufer an und stiegen eine Böschung hoch. Oben angekommen, sagte Ed: »Die Jacken lassen wir hier, es ist ziemlich warm da drin.« Als wir im Wald waren, fühlte es sich für mich sogar tropisch heiß an. Schließlich kamen wir zu einer Lichtung, an deren Rand zwei Hütten standen. Ich nahm an, dass es das Camp von Eds Familie war. Etwas weiter weg befand sich eine Aussichtsplattform. Wir kletterten die Leiter empor und blickten weit ins Land hinaus. Vor uns lag eine grüne Wiese, die einen großen Teich umschloss. Dann stieg Ed kommentarlos hinunter und ließ mich allein. Die Aussicht war atemberaubend. Die Stille wurde nur kurz von vorbeifliegenden Insekten, Vogelgezwitscher oder dem Knacken eines Astes in der Ferne unterbrochen. Ich begann mit offenen Augen zu träumen und sah einen Schwarzbären, der sich seinen Weg durch das hohe Gras bahnte. Dann trat ein kapitaler Elch aus dem Dickicht, um sich an der Wasserstelle zu laben. Rechts hinter dem Gebüsch tauchten geräuschlos zwei Cree-Jäger auf, die sich geduckt mit Pfeil und Bogen an das Tier heranpirschten. »Let's go!«, weckte mich Ed und ich stieg zu ihm hinunter.

Auf der Rückfahrt machten wir einen Zwischenhalt, um einen ans Ufer

geschwemmten, aber trockenen Baumstamm zu zersägen. Die Holzstücke luden wir ins Boot. Einen weiteren Stamm zogen wir im Schlepptau mit. Als wir wieder beim Steg ankamen, war es bereits Abend. Nachdem wir alles ausgeladen hatten, lud mich Ed ein, mit ihm und seiner Frau Joan zu essen. Dann erklärte er mir: »Ich habe absichtlich nicht viel gesprochen, weil ich wollte, dass du vorausdenkst. Das ist in unserer Welt unerlässlich, um zu überleben. Wir müssen immer gut beobachten und vorausdenken. Zudem verscheucht das Gerede die Tiere. Früher hattest du nur eine einzige Chance, wenn du im kalten Winter in der Ferne einen Elch sahst. Wenn er dir entwischt ist, litt deine Familie Hunger. Du musstest dich also still verhalten und geduldig sein. Ich habe dich auf der Aussichtsplattform zurückgelassen, damit du die Möglichkeit hattest, in der Stille das Land zu hören.« Als ich ihm darauf für diesen einzigartigen Ausflug dankte, entgegnete Ed: »Du brauchst dich nicht zu bedanken. Ich habe dich mitgenommen, dass du etwas vom Land siehst, und du hast mir geholfen, den großen Baumstamm zu zersägen. Jeder hat etwas bekommen.« Dann lachte er und ergänzte: »Das war ein guter Tausch; und alles ohne Geld, das im Busch nämlich nichts zählt. Stell dir vor, du bist viele Tagesmärsche von irgendeinem Dorf entfernt mitten auf dem Land. Was willst du dort mit einem 100-Dollar-Schein? Wenn es ums Überleben geht, kannst du ihn höchstens dazu verwenden, ein Feuer schneller zu entfachen. Das ist sein einziger Wert im Busch.«⁴⁵

Wir unterhielten uns, bis es draußen dunkel war. Dabei erfuhr ich einiges über das überlieferte Weltbild der Cree. Ed führte aus, dass alle Lebewesen auf dem Land miteinander verbunden seien und somit auch die Menschen mit ihnen in einer Beziehung stünden. Für das Eichhörnchen sei ein Baum eine wichtige Nahrungsquelle und dieser brauche es, weil es ihn säubere und seine Saat im fruchtbaren Boden vergrabe. Dadurch gäbe es kräftige Bäume und einen gesunden Wald, der wiederum allen anderen Lebewesen diene. Da mich gerade einige Moskitostiche juckten, stellte ich infrage, dass irgendein Wesen diese Plagegeister tatsächlich brauchte. Darauf entgegnete Ed: »Wenn du diese Verbindung nicht verstehst, bist du nicht spirituell genug. Du magst zwar spirituell sein, aber was ich unter Spiritualität verstehe, bedeutet mehr. Es ist nicht, dass man die ganze Zeit betet, sondern es ist die Beziehung, die man mit den anderen Wesen in seiner Umgebung hat. Wir sind alle Teil desselben Lebens. Du hast deine Aufgabe, das Eichhörnchen hat seine Aufgabe, der Baum hat seine Aufgabe und auch die Moskitos haben ihre

Wenn du diese Beziehung verstehst, dann ist ein Stich auch nicht mehr so schmerzhaft. Es ist dann bloß ein kleines Brennen, und das ist in Ordnung. Nach einer Weile spürst du es nicht mal mehr. Zudem schulst du deinen Geist.«⁴⁴

Als ich nachts in der Unterkunft den Tag Revue passieren ließ, wurde mir bewusst, wie grundverschieden die westliche Kultur von der indigenen ist. Während wir meistens drauflosreden, selbst wenn wir nichts zu sagen haben, gibt es bei den Cree und Ojibwe viele Redepausen. Schweigen ist nichts Unangenehmes. Auch geben die Elders auf gewisse Fragen keine eindeutigen Antworten, sondern regen stets zum Nachdenken an. Adam Fiddler, ein ehemaliger Chief aus Sandy Lake, erklärte es mir einmal so: »Die Elders werden dir nie genau sagen, was du machen musst. Wenn du eine Frage stellst, wirst du keine direkte Antwort erhalten. Sie erzählen dir aber eine Geschichte. Und es kommt auf dich an, ob du aufmerksam zuhörst und die Kernbotschaft herausnimmst. Es ist immer eine Lektion. Meine Großmutter hat mir nie gesagt, wie ich dies oder das machen sollte. Aber ich habe ihr zugehört, wenn sie mit ihren Freunden gesprochen hat, und dadurch habe ich Dinge aus der Vergangenheit gelernt. Diese Art von Bildung war für mich sehr wichtig, als ich jung war.«⁴⁵

Ein Elder nimmt in der indianischen Gesellschaft eine zentrale Rolle ein und wird mit großem Respekt behandelt. Die deutsche Übersetzung ›Ältester‹ wird seinem Ansehen nicht gerecht. Denn jemand wird nicht allein aufgrund seines Alters als ›Elder‹ bezeichnet, sondern vor allem wegen seiner reichen Erfahrung, seines Wissens, seiner Weisheit und seiner bisherigen Taten zum Wohl der Gemeinschaft. Zudem muss berücksichtigt werden, dass indianische Geschichtsvermittlung auch heute noch größtenteils auf mündlichen Überlieferungen beruht. Als die Indianer noch nicht über eigene Bücher verfügten, waren die Elders sozusagen wandelnde Enzyklopädien. Als Wissenschützer wurden sie bei allen wichtigen Entscheidungsprozessen beigezogen. Dies hat sich bis heute in der indianischen Gesellschaft gehalten. Die Elders gelten daher, wenn es etwa um historische Interpretationen und politische Beziehungen zum kanadischen Staat geht, als die höchsten Autoritäten. Nie darf man einem Elder ins Wort fallen, sondern muss abwarten, bis er ausge-redet hat. Zu Beginn war mir dies nicht bewusst und ich stellte oft Zwischenfragen, bis ich einmal freundlich darauf hingewiesen wurde. Zudem sollte man beim Zuhören direkten Augenkontakt vermeiden, denn

auch dies gilt, wie in den meisten Kulturen auf der ganzen Welt auch, als unangebracht. Wenn die Cree und Ojibwe mit Weißen sprechen, passen sie sich zwar deren Gepflogenheiten an. Ich merkte jedoch, dass es für einige Elders angenehmer war, wenn wir beim Gespräch etwa in einem Auto oder auf einer Sitzbank nebeneinandersaßen.

Die Vorfahren der Cree und Ojibwe besiedelten seit Menschengedenken die von Flüssen durchzogenen subarktischen Tundra-, Wald- und Moorlandschaften mit ihren etwa zweihunderttausend Seen unterhalb der Hudson Bay. Heute leben Erstere in Küstennähe. Der Sümpfe wegen in ihrem Gebiet bezeichnen sie sich selbst als ›Mushkegowuk‹ beziehungsweise ›Swampy-Cree‹. Die Ojibwe siedeln südlicher in den bewaldeten Seenlandschaften. Dazwischen befinden sich die Oji-Cree, die linguistisch mit den Ojibwe verwandt sind, sich kulturell aber als Cree betrachten. Durch archäologische Funde lässt sich die Besiedelung des nördlichen Ontarios seit mindestens 5000 Jahren nachweisen. 2010 entdeckten indianische Fischer unweit der Oji-Cree-Siedlung Kitcheenuhmaykoosib Inniniwug am Big Trout Lake ein Skelett in einer Grabstätte. Es stammte von einem Menschen, der gemäß Untersuchungen vor 4600 Jahren gelebt hatte.⁴⁶ Indianer und Archäologen fanden an mehreren Orten auch jahrtausendealte Pfeil- und Speerspitzen, Werkzeuge und Felszeichnungen.

Das Überleben in dieser unwirtlichen Region mit extrem langen Wintern erforderte eine genaue Kenntnis der verschiedenen Ökosysteme mit ihren Ressourcen und innovative Fertigkeiten, sie mit wenigen Werkzeugen optimal zu nutzen.⁴⁷ Das Wissen über das Land und dessen Veränderungen im Jahreskreis spielten dabei die entscheidende Rolle. Christopher Metatawabin, ein jüngerer Bruder von Ed, erklärte mir, dass die Cree sechs Jahreszeiten hätten. Diese seien Frühling (März, April), Eisschmelze (Mai, Juni), Sommer (Juli, August), Herbst (September, Oktober), Gefrieren der Gewässer (November, Dezember) und Winter (Januar, Februar). Während der Eisschmelze und des Gefrierens des Wassers seien die Flüsse nicht mehr befahrbar. Zudem gelte es, stets vorausschauend zu handeln: »Du musst in jeder einzelnen dieser sechs Jahreszeiten jeweils an die nächste oder übernächste denken und Vorkehrungen dafür treffen. Wenn du im Herbst kein Holz geholt hast, wirst du den eiskalten Winter nicht überstehen. Während des Gefrierens der Gewässer musst du manchmal bis zu sechs Wochen an einer Stelle bleiben. Denn du kannst weder mit dem Schlitten noch mit dem Kanu

unterwegs sein. Daher sammeln die Leute das Holz im Herbst. In der Gefrierzeit stellen sie damit Schneeschuhe, Ruder oder Zeltstangen her und haben Brennholz für den Winter.«⁴⁸

Die Indigenen im Norden Ontarios zogen seit Jahrtausenden als Jäger, Fischer und Sammler durchs Land. Roy Morris aus Muskrat Dam, der auf dem traditionellen Land geboren wurde, schilderte mir, wie er als Kind das Umherziehen erlebt hatte: »Wir blieben nie an einem Ort. Doch keinesfalls durchstreiften wir die Gegend willkürlich. Oft denken die Leute, dass Nomaden planlos umherwandern. So ist es natürlich nicht. Wir kannten alle Orte und suchten sie für bestimmte Gelegenheiten auf. Es gab immer gute Gründe, an einem bestimmten Ort zu sein. Als ich ein Kind war und wir irgendwo waren, sagten meine Eltern: ›Hey, lasst uns dorthin gehen, denn die Beeren sind nun reif und auch die Fische sollten dort sein.‹ Dann paddelten wir hin. Wenn wir dort waren, legten sie ihre Fischnetze aus und pflückten die Beeren. Dann errichteten wir das Lager und blieben etwa eine Woche. Danach entschieden sie, weiterzuziehen, denn etwas anderes war inzwischen an einem anderen Ort bereit. Und sie wollten hingehen, um es zu ernten, was auch immer es war. Wir sind nie planlos umhergezogen. Das Land ist wie ein Haus. Darin hast du dein Schlafzimmer, eine Küche, das Wohnzimmer und das Bad. Du irrst nicht einfach grundlos im Haus umher. Du gehst aus einem bestimmten Grund in die Küche. So ist es auch mit dem Land. Zudem schreibt es uns vor, wann wir ernten können. Wenn die Rebhühner vorbeifliegen, dann ist es die richtige Zeit, sie zu jagen. Aber während des restlichen Jahres machen wir das nicht mehr. Dasselbe ist mit den Gänsen. Die kommen eine Woche vorbei und danach gehen sie wieder. Auch mit den Karibus verhält es sich so. Die kommen zu einer bestimmten Zeit. Die Gesellschaft denkt immer, wir seien die ganze Zeit am Jagen und würden überjagen. Doch das machen wir nicht. Alles hat seine Zeit und das Land bestimmt sie.«

Die Cree und Ojibwe konnten das Land lesen. Sie lernten durch exaktes Beobachten und gaben ihr komplexes Wissen von Generation zu Generation weiter. Christopher Metatawabin hielt dazu fest: »Die Kraft zum Überleben kommt aus dem Busch. Die Umwelt gibt sie dir. Es kommt darauf an, wie empfänglich du bist und ob du die Sprache der Natur verstehst. Wenn du aufs Land hinausgehst, sprechen die Bäume zu dir. Der Fluss spricht zu dir. Die Luft spricht zu dir und auch die Vögel und alle Tiere. Du kannst verstehen, was sie sagen. Wenn ein einsamer Wolf in

die Gegend kommt und heult, dann eilt das ganze Rudel herbei. Denn er hat ihnen mitgeteilt: ›Ich habe Nahrung gefunden, kommt her.‹ Dasselbe machen die Vögel. Wenn ein Fremder in dein Gebiet kommt, teilen es dir die Vögel mit: ›Etwas geht vor sich. Jemand kommt.‹ Nun weißt du, dass jemand im Anmarsch ist, und kannst dich vorbereiten. Mit dem Fluss ist es dasselbe. Wenn du ihm zuhörst, wird er dir sagen, ob der Wasserstand plötzlich steigt. Und wenn du den Donner hörst, bedeutet dies, dass das Eis bald bricht. Selbst die Stromschnellen machen viele Geräusche. Wenn du paddelst, dann weißt du, dass vor dir eine Stromschnelle liegt und ob du sie befahren kannst oder sie an Land umgehen musst. Alles spricht zu dir, wenn du weißt, wie man zuhört.«⁴⁹

Peggy Beardy aus Muskrat Dam erinnerte sich, wie ihr Vater die Zeichen der Natur deutete: »Mein Vater konnte das Wetter bestimmen, indem er abends den Himmel beobachtete. Er pflegte nach Westen zu schauen und sagte zum Beispiel: ›O.k., morgen ist ein schöner Tag.‹ Er konnte nämlich die Formationen der Wolken lesen. So wusste er Bescheid. Auch hörte er zu. Der Wind bringt viele Informationen, wie das Wetter sein wird. Er hat uns beigebracht, auf die Blätter im Sommer zu achten. Wenn sie sich leicht umdrehen, dann bedeutet dies, dass das Wetter schlecht wird. Südlich von hier fließt der Windigo River. Wenn man ihn richtig laut hört, als wäre er gleich hier unten, dann bedeutet dies, dass es wirklich sehr schlechtes Wetter gibt. Das sind nur einige Beispiele, es gibt aber viele mehr davon.«⁵⁰ Die Elders berichteten mir auch, dass sie ihre Informationen zur Wettervorhersage durch Beobachten der Nordlichter, des Mondes oder der Sonne erhielten. Um die Tage der Monate oder nachts die Zeit zu bestimmen, orientierten sie sich an den Sternen.

Ignace Gull, Chief aus Attawapiskat, nannte zudem eine spezielle Fähigkeit, die das Überleben sicherte: »Wenn man auf dem Land aufwächst, ist alles von Bedeutung. Man braucht gute Augen, ein gutes Gehör, einen guten Geruchssinn und einen guten Geschmackssinn. Auch das Gefühl ist wichtig. Zudem entwickelten wir einen zusätzlichen Sinn. Auf Cree nennen wir ihn ›Mooneseewin‹. Es ist eine Art Vorahnung, dass etwas passieren wird. Man kann es bereits sehen oder hören. So wurde ich im Busch erzogen, denn das Überleben war das Wichtigste. Wenn sich etwas unter dem Gras bewegte, musste man es sehen können. Die Tiere, wie etwa die Zugvögel, haben diesen Sinn auch. Die Kanadagänse zum Beispiel schwingen sich im Spätherbst in die Lüfte empor und kommen

wieder herunter. Sie spüren, dass das kalte Wetter naht und sie weiterziehen müssen. Genau das bedeutet Mooneseewin. Man spürt etwas. All dies wurde uns von unseren Vorfahren beigebracht, als wir im Busch aufwuchsen. Denn wenn du alleine im Busch bist und dir etwas zustößt, ist niemand in der Nähe, der dir helfen kann. Daher musst du die Überlebensfähigkeit besitzen.«⁵¹

Das Land versorgt die Menschen

Das Land versorgte die Menschen mit allerlei Medizin. Traditionell benutzten die Cree und Ojibwe weit über 50 Pflanzenarten als Arzneimittel.⁵² Die Elders zeigten mir auf Ausflügen verschiedene Heilkräuter, wie etwa den fein duftenden Labrador-Tee, und beschrieben ihre Verwendung. Ignace Gull berichtete mir zum Beispiel von einem Unfall: »Einmal verletzte ich mich mit einer Axt schwer. Meine Großmutter kümmerte sich darum. Sie suchte Weiden im Busch und entnahm etwas vom Material unterhalb der Rinde. Sie kochte es im heißen Wasser und trug es mir auf. Dann stabilisierte sie mit einem Holzstück mein Bein. Nach einem Monat war alles verheilt. So haben es die Leute damals gemacht. Damit du aber den Schmerz ertragen konntest, musstest du gesund und fit sein. Man musste mental, physisch und spirituell stark sein. Das war sehr wichtig, um zu überleben.«⁵³ Auch ich wurde auf einem Ausflug an der James Bay einmal mit Naturmedizin versorgt. Als ich mich in den Finger geschnitten hatte, ging ein Cree mit mir zu einem tannenartigen Baum und schabte etwas Harz ab. Er trug ihn vorsichtig auf meine Wunde auf. Dieses natürliche Pflaster wirkte desinfizierend, schmerzlindernd und die Schnittstelle heilte rasch. Neben Pflanzen galten auch Humor und Heilrituale als beste Arznei der Medizinmänner und -frauen.

Die Sprache der Cree und Ojibwe wurde ebenfalls vom Land geprägt. Ein Elder bezeichnete sie sogar als Seele des Landes. Adam Fiddler erklärte mir den Hauptunterschied zum Englischen: »Unsere Sprache ist visuell. Wenn du jemandem zuhörst, wie er spricht, dann siehst du, wie er ein Bild malt. ›Tasse‹ heißt beispielsweise in meiner Sprache ›Minkwagun‹. Das bedeutet ›etwas, woraus du trinkst‹. ›Tisch‹ heißt ›Weesineewinatik‹. Man kann es mit ›eine Konstruktion, auf der du das Essen zu dir nimmst‹ übersetzen. Es handelt sich also um eine beschreibende Sprache. Es gibt keine Nomen wie ›Tasse‹, sondern nur ›etwas, woraus

du trinkst. Daher wird es so lang, wenn man es ins Englische übersetzt. Der Elder Sidney Fiddler aus Sandy Lake hat mir erzählt, dass er als Kind oft seinen Großeltern zugehört habe, wie sie Legenden erzählten. Er sagte dazu, es sei wie im Kino gewesen. Wenn man jemandem zuhört, dann sieht man nämlich jedes Detail und man kann es auch fühlen. Ich weiß nicht, ich kann den Unterschied nicht wirklich beschreiben. Ein Gespräch zwischen zwei Menschen ist eine Sache. Aber wenn du jemandem in seiner Sprache zuhörst, wie er etwas beschreibt, dann erhältst du eine Verbindung damit. Man verbindet sich mit dem, was er sagt, und mit allem, das einen umgibt. Man wird eins mit seiner Umgebung. Daher kommt dieses Konzept, dass man eins mit dem Land ist. Es ist also nicht du und das Land, sondern du bist ein Teil davon. Wenn du jemandem zuhörst, verstehst du es und du fühlst es. Es ist ein Gefühl, eine Denkweise. Es sind nicht bloß Worte.«⁵⁴ Spätestens nach diesen Ausführungen wurde mir bewusst, weshalb man einen Elder nie unterbricht, wenn er spricht.

Wie die Cree und Ojibwe mir gegenüber stets betonten, können sie in ihrer Sprache exakte Angaben machen, wo sich ein Flusslauf, eine heilige Stätte oder ein bestimmtes Waldstück befindet. Denn es gibt zahlreiche landschaftsbezogene Ausdrücke, die auf Englisch nicht existieren. Der Cree-Ausdruck ›Kaskaywae‹ bedeutet beispielsweise: »Da oben steht ein Elch. Spring aus dem Kanu und treibe ihn auf die andere Seite der Flussschleife, während ich dorthin paddle und ihn abfange.«⁵⁵ So wie das Land die Sprache prägte, formte es auch das Weltbild der Indigenen und ihre Gesellschaft. Für Joe Wheesk aus Attawapiskat ist das Land das bedeutendste Lehrbuch, da es alles veranschaulicht: »Alles, was unsere Sprache beschreibt, dreht sich um die Natur. Wenn Elders sprechen, hört es sich an, als wären sie Poeten. Wenn man zum Beispiel über die letzten Tage eines Menschen spricht, dann verwendet man das Bild der untergehenden Sonne. Wenn ein Mensch geboren wird, nennen wir es einen Sonnenaufgang. Das Kind erblüht im Frühling. Alles beginnt und macht sich bereit. Im Sommer ist viel Kraft vorhanden. Er entspricht der Jugend, die viel Energie hat. Dann kommt der Herbst und alles wird langsamer. Die Kraft schwindet und man wird ruhiger. Die Leute in ihren Fünzfingern sind wie der Herbst. Sie haben keine Kinder mehr und sie sind nicht mehr so beschäftigt. Dann kommt der Winter und macht mit dem Schnee alles weiß. Er ist wie die alten Menschen mit ihren weißen Haaren. Sie bewegen sich kaum noch. Doch sie denken an das, was

hinter ihnen liegt. Sie erinnern sich daran, als sie Kinder und Jugendliche waren und als Erwachsene auf dem Höhepunkt ihres Lebens standen. Daher ist der Winter jene Zeit, in der uns die alten Leute von früher erzählen. Diese Elders haben all diese Lebensabschnitte hinter sich und können uns lehren, wie man eine Katastrophe verhindert, wie man ein gutes Leben führt, wie man Kinder großzieht und wie man jagt.«⁵⁶

Joe erklärte mir ferner, dass auch die indigenen Gesetze, die das Zusammenleben regeln, direkt vom Land stammen: »Als unsere Vorfahren, die die Schrift der Europäer nicht kannten, einen Vertrag mit einem X unterzeichneten, hatte dies für sie eine Bedeutung. Für die Weißen stand das X wohl dafür, dass jemand ungebildet ist. Aber für die Cree repräsentierte es die vier Himmelsrichtungen, die mit den vier Gesetzen verbunden sind. Denn das X steht für Aufrichtigkeit, Freundlichkeit, körperliche Kraft und Spiritualität. Dies macht den Menschen aus, der ein psychisches, emotionales, körperliches und spirituelles Wesen ist. Die Aufrichtigkeit findet sich in den Bäumen wieder, da sie aufrecht stehen. Die Freundlichkeit wird durch Süßgras repräsentiert. Unser Kopf erinnert uns an sprießende Pflanzen. Daher trugen wir lange Haare und flochten sie zu Zöpfen, wie wir es mit dem Süßgras tun. Und alles, was du siehst, all die Vögel, das ist körperlich. Das Gestein steht für die Spiritualität, weil es hart ist. Darauf basieren die Naturgesetze, die den vier Elementen entsprechen: Sonne beziehungsweise Feuer, Wasser, Luft und Erde. Diese müssen geteilt werden, denn sie ermöglichen das Leben. Daher haben die Elders verstanden, dass man das Land miteinander teilt. Denn alle sollten gleich sein. Wenn wir alles, was wir hier machen, miteinander teilen, dann kommen wir auch miteinander aus. Wir helfen einander. Das ist das Gesetz. Teilen bedeutet, einander zu helfen.«⁵⁷

Vor Ankunft der Europäer zogen die Indigenen im heutigen Norden Ontarios in Gruppen mit etwa einem Dutzend Personen durchs Land. Oft reisten zwei verwandte Familien gemeinsam. Sie folgten einer jährlichen Route und begaben sich zu bestimmten Jahreszeiten an bestimmte Orte, in denen sie für eine gewisse Zeit ihre Lager einrichteten. Während des Sommers versammelten sich mehrere Familien. Diese Tradition blieb bis weit ins 20. Jahrhundert bestehen. Die heutigen Reservatssiedlungen sind meist an solchen Versammlungsorten entstanden, die während der Phase des Pelzhandels auch als Handelsposten dienten. Roy Morris aus Muskrat Dam berichtete mir von diesen Zusammenkünften: »Die Leute aus der Umgebung versammelten sich am Big Trout

Lake. Dort errichteten wir während des Sommers eine Tipi-Stadt. Sogar Leute von der Hudson Bay-Küste und den Prärien kamen hierher. Dabei erledigten wir viele Geschäfte. Wir trafen verschiedene Entscheidungen, wie beispielsweise wer sich verheiraten sollte. Auch entschieden wir, wer mit wem im Herbst zum Trappen ging und wohin die einzelnen Gruppen ziehen sollten. Es gab allerhand gesellschaftliche Entscheidungen zu fällen. Natürlich haben wir auch unsere Zeremonien durchgeführt. Während wir dort waren, mussten wir auch sicherstellen, dass alle Leute mit genügend Fisch versorgt waren. Es gab verschiedene Verantwortungen. Gleichzeitig war es ein sozialer Anlass, da man einander besuchte und sich austauschte. Im Spätsommer brachen wir wieder auf und zogen zu unseren traditionellen Lagern oder zu jenen Orten, die wir für die Jagd und das Trappen in dieser Jahreszeit aufsuchten. Gleichzeitig wurden die Neuverheirateten einem verheirateten Paar anvertraut. Mit diesem mussten sie für etwa ein Jahr zusammenleben, damit sie lernten, wie man zusammenarbeitet. Das war eine Art Schulung für neu verheirateten Paare.«⁵⁸

Die Eltern arrangierten die Heirat ihrer Kinder, wie Stan Beardy, Chief aus Muskrat Dam, festhielt: »Seit Menschengedenken achteten wir auf die Blutlinien. Denn wir mussten Inzucht verhindern. Daher bestimmten die Eltern, wen ihre Kinder heirateten. Sie wählten jemand Passendes aus einer entfernten Großfamilie, einem Clan. Danach verließ die Frau ihren Clan, um sich jenem ihres Mannes anzuschließen. Unsere Gesellschaft besteht im Prinzip aus einer Vielzahl verschiedener Clans. Noch heute gibt es in jeder Reservatsgemeinde die dominierenden Familiennamen, die auf einen Clan zurückgehen. So ist dies strukturiert. Doch arrangierte Hochzeiten sind nicht mehr Praxis. Aber in der Vergangenheit war man sehr vorsichtig und musste sicherstellen, dass die Blutlinie nicht gekreuzt wurde. Denn wenn man in einer rauen Umgebung überleben will, muss man physisch und mental fit sein. Es gab keine Möglichkeit, sich um Leute zu kümmern, die nicht gesund waren.«⁵⁹

Das Clansystem bildete bis ins 19. Jahrhundert das Rückgrat der indianischen Gesellschaft unterhalb der Hudson Bay. Während bei den Cree die Clans inzwischen keine Rolle mehr spielen, haben die Oji-Cree und Ojibwe weiterhin fast 20 verschiedene. Diese tragen Tiernamen wie Bär, Biber oder Fuchs. Auf Ojibwe wird ein Clan ›Doodem‹ genannt. Davon leitet sich das deutsche Wort ›Totem‹ ab. Im Reservat der Sandy Lake

First Nation sind beispielsweise fünf Doodems vertreten: Stör, Saugkarpfen, Pelikan, Kranich und Karibu. Mit ihrem Doodem-Tier fühlten sich die Menschen spirituell verbunden. Die Tiere galten allgemein als Lehrer, die Stärken und Schwächen hatten. Je besser man diese kannte, desto einfacher kam man durchs Leben. Das entsprechende Tiersymbol tätowierten die Menschen gelegentlich auf ihr Gesicht, ihren Arm oder ihre Brust. Wenn sich zwei Fremde begegneten, begrüßten sie sich mit der Frage: »Von welchem Doodem stammst du?« Stellte sich dabei heraus, dass sie den gleichen Clan-Namen hatten, behandelten sie einander wie Brüder oder Schwestern, auch wenn sie nicht miteinander verwandt waren. Zwischen einzelnen Clans kam es hin und wieder zu Konflikten, andere verbündeten sich. Vertreten wurden sie nach außen von einem Chief, der aber kein Anführer war, sondern eher die Funktion eines Sprechers einnahm. Menschen, die keinem Doodem angehörten, weil sie beispielsweise einen europäischen Pelzhändler als Vater hatten, konnten durch eine Zeremonie aufgenommen werden.⁶⁰

Auch wenn die indianische Gesellschaft keine ausgeprägte Hierarchie kannte, so waren dennoch neben den Elders einige Individuen besonders angesehen. Dazu zählten Schamanen, Medizinmänner und -frauen, Heilerinnen, Hebammen und Menschen, die Kunstgegenstände schufen oder als ausgezeichnete Jäger galten. Erstere konnten ihre Kräfte zum Nutzen, aber auch zum Schaden der Gemeinschaft einsetzen. Die Cree und Ojibwe kennen viele Geschichten, in denen ein Schamane jemanden bloß durch seine Gedanken tötete. Doch es gab auch spirituelle Abwehrmöglichkeiten wie Zeremonien und Amulette gegen solche Angriffe. Denn im indianischen Weltverständnis existierte zu jeder Kraft eine Gegenkraft. Wenn eine überhandnahm, herrschte Ungleichgewicht und die Menschen mussten die Welt wieder ins Lot bringen.⁶¹

Auf diesem Grundsatz basierte auch das indigene Rechtssystem, das integrativ konzipiert war. Hatte jemand gegen die Gesetze der Gemeinschaft verstoßen, so verurteilte ihn nicht ein Richter, sondern die Betroffenen brachten ihn dazu, sich selbst eine Strafe aufzuerlegen. Dies geschah, indem der Täter und das Opfer mit ihren jeweiligen Angehörigen in einem Kreis saßen und miteinander die Auswirkungen der Tat besprachen. Dabei legte die geschädigte Person oder Gruppe ihren Verlust dar. Im Kreis, der alle miteinander verband, war der Täter einem Gefühl der Scham ausgesetzt, weil er gegen diesen Bund verstoßen hatte. Im Gespräch kristallisierte sich allmählich das Strafmaß heraus, das der

Täter schließlich selbst aussprach und das das Gleichgewicht wiederherstellen sollte. Hatte er beispielsweise jemanden verletzt, sodass dieser nicht mehr jagen konnte, musste er fortan auch für dessen Familie sorgen.⁶²

Die Zuständigkeitsbereiche der Männer und Frauen waren getrennt, jedoch nicht strikt. Männer erlegten als Jäger das Großwild und brachten Brennholz herbei. Frauen fischten, stellten Hasenfallen und kümmerten sich um die Kinder. Da jedoch jede Arbeit für das Überleben der Gemeinschaft wichtig war, gab es hinsichtlich der Tätigkeiten kein hierarchisches Gefälle. Besonders den Großmüttern kam eine zentrale Rolle zu, wie ich aus vielen Gesprächen mit Cree und Ojibwe entnahm. Sie waren nicht nur als Elders angesehen, sondern auch für den familiären Zusammenhalt besorgt. Cathleen Sutherland aus Fort Albany erinnerte sich gerne an ihre ›Nokum‹, wie ›Großmutter‹ auf Cree heißt: »Frauen und Männer haben ihre eigenen Rollen. Und als ich aufwuchs, hat meine Großmutter dafür gesorgt, dass alle genährt waren. Sie kümmerte sich um die Kinder und die Enkelkinder. Die Männer erfüllten ihre Rolle. Sie sammelten Holz oder trugen schwere Sachen zum Lager. Sie sorgten dafür, dass die Tipis aufgebaut waren. Meine Großmutter war eine Netzfischerin. Das war ihre Passion und auch das Pflücken von Beeren bereitete ihr Freude. Sie sammelte Medizin wie etwa Labrador-Tee. Als ich aufwuchs, sah ich, wie meine Großmutter all dies machte. Zudem war sie eine Koordinatorin. Sie mochte es, Leute zu delegieren. Beispielsweise beim Netzfischen holte sie ihre Enkelkinder, um ihr zu helfen. Dann nahm sie die Fische aus und kochte sie für alle. Und eigentlich ist das witzig, denn das mache ich jetzt auch. Auch mag ich es, zu delegieren. Wenn ich zurückblicke, denke ich: ›Oh, ich trete in die Fußstapfen meiner Großmutter.‹ Sie war mein Vorbild. Sie rauchte und trank nicht. Und sie war sehr spirituell. Sie erzählte uns die Geschichten und Legenden unseres Landes. Ich denke, sie ist diejenige, die mich stark prägte.«⁶³

Die Cree und Ojibwe waren in den warmen Monaten mit aus Birkenrinde hergestellten Kanus unterwegs. Diese waren leicht und konnten gut an Land transportiert werden, falls gefährliche Stromschnellen umgangen werden mussten. Wenn Schnee lag und die Gewässer gefroren waren, ließen sie die Waren auf einem Schlitten von ihren Hunden ziehen. Auch wenn sich die Familien erst jeweils im Sommer wieder trafen, so machten dennoch Nachrichten die Runde. »Wenn die Menschen umherzogen, hinterließen sie an gewissen Stellen, die auch von anderen

passiert wurden, einige Zeichen«, sagte der Elder Allan Beardy aus Muskrat Dam. »Das waren Botschaften, damit die Leute wussten, was alles in einem Lager geschehen war. Es war ein ausgeklügeltes Kommunikationssystem. Doch die nachfolgenden Leute erhielten die Nachrichten erst ein paar Wochen später, wenn sie die markierten Stellen passierten.«⁶⁴ Die Markierungen, die teilweise farbig waren, enthielten Informationen über die genaue Position einer Gruppe, die Richtung, in der sie weitergezogen war, die Distanz zum nächsten Lager und den allgemeinen Zustand, also beispielsweise ob jemand krank oder gestorben war. Manchmal setzten die Menschen auch Rauchzeichen ab, die in der flachen Landschaft kilometerweit sichtbar waren.⁶⁵

In Sandy Lake hielt mir der Elder Sidney Fiddler einmal einen getrockneten Baumpilz entgegen. Er war einiges größer als seine Hand. Ich kannte diesen Pilz, den man etwa an Birkenstämmen findet. Sidney fragte mich: »Schön, nicht? Weißt du, wozu dieser gebraucht wurde?« Ich erinnerte mich an den Gletschermann Ötzi, der zwei Baumpilze bei sich trug und antwortete: »Ich nehme an, das ist Medizin.« Sidney entgegnete: »Das könnte sein. Doch unsere Vorfahren brauchten diese Pilze, um ihr Feuer auf der Wanderung mitzutragen. Das war praktischer, als mit Feuerstein oder einem kleinen Pfeil von Hand Feuer zu entfachen, wenn es kalt war. Die leicht glimmende Glut im Innern hält sehr lange. Man musste den Pilz nur aus der Tasche nehmen, blasen, etwas Birkenrinde hinhalten und dann gab es eine Flamme.«⁶⁶

Die Indigenen im Norden Ontarios errichteten verschiedenen Behausungen, die ihnen Schutz vor der extremen Witterung boten. Es handelte sich dabei um kegelförmige Tipis, ovale Wigwams oder kleine Blockhütten. Die Tipis, die im eiskalten Winter verwendet wurden, bestanden aus mit Wurzelschnüren zusammengebundenen Holzstangen. Die Menschen isolierten die Zwischenräume mit Moos und verkleideten das Gerüst mit Birkenrinde, um alles wasserdicht zu machen. Für den Bau eines Wigwams bogen sie Äste oder Stämme junger Bäume, verankerten sie im Boden, banden sie aneinander fest und überzogen das Gerüst ebenfalls mit Rinde. Um angenehm zu schlafen, legten sie Zedernzweige auf dem Boden aus. Wenn sie weiterzogen, ließen sie das Holz zurück und nahmen lediglich die Birkenrinde mit, die man gut einrollen konnte.⁶⁷ Gelegentlich benutzten sie für den Überzug der Behausungen auch Tierhäute. Das Land spendete alles, was sie brauchten.

Während die Männer manchmal tagelang auf der Jagd waren,

verrichteten die Frauen neben der Kinderbetreuung verschiedene Arbeiten im Lager. Sie konservierten Fleisch durch Trocknen und Räuchern, stellten Fischmehl, Öl und Fett her, bearbeiteten die eingebrachten Tierfelle, bauten Kanus, machten Körbe aus Birkenrinde oder Schneeschuhe. Aus rauchgegerbtem Elch-, Karibu- oder Hirschleder und Pelzen von Bibern, Hasen oder Ottern fertigten sie Kleider, Handschuhe und Mokassins an. Für die Kleidungsstücke nahmen sie das Fell und die Haut jener Tiere, die die Jäger im Herbst erlegt hatten, weil diese qualitativ am besten waren. Sie nähten mit Sehnen- und Nesselfasern und einer Nadel aus Knochen. Die braunen Kleider wurden an gewissen Stellen mit bearbeiteten Stacheln des Stachelschweins bestickt und manchmal mit Farben wie Blau, Gelb, Rot oder Grün bemalt, die aus Beeren, Blüten und Wurzeln gewonnen wurden.⁶⁸

Die Cree und Ojibwe sahen sich keineswegs als Krone der Schöpfung. Der Umstand, dass sie die Tiere und Pflanzen zum Überleben brauchten, diese aber ohne den Menschen auskamen, lehrte sie Ehrfurcht vor allen Wesen. Zudem waren die Menschen den indianischen Mythen zufolge erst nach den anderen Geschöpfen erschaffen worden. Daher waren sie nicht bedeutender oder unbedeutender als diese. Wenn ein Jäger ein Tier mit Pfeil und Bogen oder der Lanze tötete, brachte er ein Opfer dar. Cathleen Sutherland erinnerte sich an Erzählungen über ihren Urgroßvater: »Unsere Leute lebten von Elchen, Karibus, Gänsen oder Fischen. Sie opferten immer etwas für das Leben der Tiere. Als die Leute ins Reservat mussten, ging dies etwas verloren, doch es kehrt wieder zurück. Meine Generation opfert immer Tabak, bevor sie ein Tier erlegt. Gemäß den Erzählungen in meiner Familie hat mein Urgroßvater nur ein paar Gegenstände mitgenommen, bevor er hinausging, um Karibus oder Elche zu jagen. Zu jener Zeit war das Leben anders. Es war hart. Meine Urgroßmutter pflegte zu sagen: ›Ich weiß nicht, wie er das macht. Er nimmt nur ein paar Gegenstände mit, ist dann wochenlang weg und kehrt mit viel Nahrung für die ganze Familie zurück.‹ Ich denke, also mein Onkel hat mir dies gesagt, er führte dort draußen Zeremonien durch. Mit diesen konnte er mit den Tieren eine Verbindung aufbauen, damit sie ihm ihr Leben schenkten und er seine Familie ernähren konnte.«⁶⁹

Die indigenen Menschen unterhalb der Hudson Bay lebten ihre Spiritualität im Alltag aus. Gebete und Rituale waren allgegenwärtig. Auch gab es zahlreiche von Gesängen und Trommelmusik begleitete

Zeremonien. Sie sollten die Gemeinschaft stärken und schützen, ihr Glück bei der Jagd bringen und sie mit den Tieren, die sie töten musste, versöhnen. Verstorbene wandelten zudem nicht in einem entfernten Jenseits, sondern begleiteten ihre Verwandten weiterhin. Sie erschienen ihnen in Träumen und Visionen und gaben ihnen Ratschläge für die Gegenwart und Zukunft. Gewisse Orte auf dem Land, an denen Menschen spirituelle Erfahrungen gemacht hatten, waren von besonderer Bedeutung. Die Cree und Ojibwe suchten sie auf, um Zeremonien abzuhalten. Sie führten dort etwa ein mehrtägiges Fastenritual durch und begaben sich auf Visionssuche, um Antworten für entscheidende Fragen zu erhalten. Zentral war auch das sogenannte Wackelzelt. Dabei versammelten sich ein paar Menschen um ein kleines, geschlossenes Zelt, in dem beispielsweise ein Schamane saß. Die Außenstehenden begannen zu singen und zu trommeln, bis der in Trance geratene Schamane mit der Geisterwelt Kontakt aufnahm. Tierstimmen kündigten die Geisterwesen an und das Zelt bewegte sich rasch hin und her. Dann stellten die Außenstehenden ihre Fragen und erhielten meist eine Antwort. Die Zeremonie konnte auch nur von einer Einzelperson durchgeführt werden. Diese konnte dadurch unter anderem mit weit entfernten Menschen kommunizieren. Das Wackelzelt, das auch heute gelegentlich benutzt wird, wurde auch zur Heilung von Krankheiten und vor allem zum Schutz gegen Zauberei eingesetzt.⁷⁰ Denn die Gemeinschaft war hin und wieder von dämonischen Kreaturen bedroht, die großes Unheil über sie brachten. Ein solches Monster war der allseits gefürchtete »Wendigo«. Dieses Geisterwesen konnte von einem Menschen Besitz ergreifen und ihn derart in den Wahnsinn treiben, dass er zum Kannibalen wurde. Der zum Wendigo gewordene Besessene musste daher getötet und sein Herz verbrannt werden.⁷¹

Die indigene Kultur war im Laufe der Jahrhunderte stets im Wandel. Dennoch haben viele Kernelemente überdauert, die die Indigenen schon seit Menschengedenken prägten. Dazu gehören, wie in der bisherigen Darstellung wohl deutlich geworden ist, die Verbundenheit mit dem Land und den Ahnen, die Spiritualität und die Gastfreundschaft, die auf dem Prinzip des Teilens basiert. Als ich im Norden Ontarios bei den Cree und Ojibwe zu Gast sein durfte, konnte ich all dies erleben. Einmal war ich mit Mike Metatawabin aus Fort Albany an einem sonnigen Sommertag unterwegs und sagte: »Wir haben Glück, es ist herrliches Wetter.« Er antwortete ruhig: »Für uns mag das Wetter schön sein.

Doch für die Tiere ist es zu heiß und sie leiden. Daher ist es für uns Cree eigentlich schlechtes Wetter, weil wir mit den Tieren mitfühlen.« Ein anderes Mal konnte ich in einem Reservat geräuchertes Elchfleisch kosten. Es war sehr lecker und ich fragte meinen Gastgeber: »Warum bekommt man eigentlich dieses feine Fleisch in keinem Laden?« Seine Antwort lautete: »Der Schöpfer hat uns den Elch gegeben, damit wir keinen Hunger leiden, aber nicht, um ihn zu verkaufen.«

Auch lernte ich, dass es eine sogenannte ›Indian Time‹, also eine indianische Zeit, gibt. In Muskrat Dam wollte ich an einem Sonntag die anglikanische Messe besuchen, um zu sehen, wie ein Gottesdienst im Reservat gestaltet wird. Irgendwo las ich, dass sie um zehn Uhr beginnt. Als pünktlichkeitsneurotischer Schweizer fand ich mich bereits zehn Minuten vorher bei der Kirche ein und war erstaunt, dass sich die Tür nicht öffnen ließ. Kurz nach zehn Uhr kam Roy Morris, der in der Gemeinde Rektor und zugleich Priester ist. Ich fragte ihn, ob denn die Kirche nicht um zehn beginne, und er antwortete: »Doch, doch. Zehn Uhr stimmt schon.« »Aber es ist ja bereits fünf nach.« »Ja, das mag sein. Weißt du, in unserer Kultur möchte sich niemand vordrängen. Das wird als unanständig angesehen. Daher will niemand der Erste sein. Du wirst sehen, die Leute kommen bald gemeinsam.« Er sollte recht behalten und um Viertel nach zehn konnte die Messe pünktlich nach Indian Time beginnen.

Eine ähnliche Erfahrung machte ich in Fort Severn. Eigentlich wollte ich den Jugendlichen Ian Kakekaspan um elf Uhr vormittags im Band Office interviewen. Wir hatten den Termin am Vorabend ausgemacht. Als ich zur besagten Zeit eintraf, war die Türe erstaunlicherweise verschlossen. Ich versuchte es beim Eingang des Chiefs, aber auch dieser war zu. Das war eigenartig, denn normalerweise war immer jemand da. Nach gut einer Stunde des Wartens auf der Holzterrasse kam ein Councilor vorbei. Ich fragte ihn: »Weißt du, wo Ian ist? Ich hätte eigentlich bereits um elf Uhr mit ihm ein Interview machen sollen.« »Ja, das weiß ich.« »Wo ist er denn?« »Der ist mit ein paar anderen draußen auf der Jagd.« »Was, er ist auf der Jagd? Davon hätte er mir doch gestern etwas gesagt.« Der Councilor lachte schelmisch und klärte mich auf: »Nein, das hätte er nicht. Denn er wusste gestern noch gar nicht, dass heute ein guter Tag zum Jagen ist.«

Als mich Joe Wheesk aus Attawapiskat im August 2018 mit dem Boot auf die Insel Akimiski in der James Bay mitnahm, um mir zu zeigen, wo

er geboren wurde, kam es mir vor, als sei dort Kanada ganz weit weg. Ich erinnerte mich dabei an Roy Morris, der mir in einem Gespräch gesagt hatte: »Ich wurde auf dem Land draußen geboren und bin auch dort aufgewachsen. Ich habe die Bäume, die Seen, die Flüsse und die Felsen gesehen. Das war meine Welt. Daher stamme ich vom Land. Ich hatte zu dieser Zeit keine Vorstellung von Kanada. Alles, was ich sah, war das Land, auf dem ich lebte. Ich habe die Fische und alle Tiere gesehen. Und wir machten dieselben Dinge, wie sie meine Vorfahren bereits vor Jahrtausenden gemacht hatten. Erst in der Residential School tauchte aus heiterem Himmel dieses Kanada auf. Aber Kanada blieb lediglich eine Hintergrundgeschichte. Ich hatte nie eine Verbindung damit, obschon ich aus den Lehrbüchern wusste, was es war. Doch die wirkliche Verbindung, die ich habe, ist das Land selbst.«⁷²

ᐅᐱᐱᐱ

WEMISTIGOSH

Europäer

»Hey! Einen ›Wemistigosh‹, also einen Europäer, könnten wir in unserer Runde auch brauchen. Komm, mach doch auch mit.« Oje, auf was würde ich mich da einlassen? Ich war noch gar nicht richtig wach und konnte es noch immer nicht fassen. Denn in dieser frischen Septembernacht hatte ich erstmals in meinem Leben Nordlichter gesehen. Sie wehten magisch als grün schimmernde, teils durchsichtige feine Seidenbänder über den sternenklaren Himmel der James Bay. Ich war derart fasziniert, dass ich, auch als das einzigartige Naturschauspiel schon längst vorüber war, noch lange zur hell leuchtenden Milchstraße emporblickte. Mir war es so vorgekommen, als seien die Ahnen der gerade auf der Flussinsel in Zelten übernachtenden Cree für einen kurzen Augenblick über das Firmament getanz, um ihre Freude über das gemeinsame Fest der beiden First Nations Fort Albany und Kashechewan auszudrücken. Diese bildeten nämlich noch vor wenigen Jahrzehnten eine einzige Gemeinde. Ihr wirtschaftliches Zentrum war der 1679 auf einer Insel im mächtigen Albany River von der Hudson's Bay Company (HBC) gegründete Handelsposten, auf dessen Gelände die drei Tage dauernden Festivitäten stattfanden. An diesem heute ›Old Post‹ genannten Ort tauschten die Cree früher Tierfelle gegen aus Europa importierte Waren ein, verrichteten während der Sommermonate wichtige Arbeiten für die Unterhaltung des Postens, lieferten Nahrung für die Angestellten der HBC und zogen dann wieder für den Rest des Jahres aufs weite Land hinaus. Gewiss hatten sich Indigene an dieser Stelle schon viele Jahrhunderte vor Ankunft der Europäer versammelt, um gemeinsam einige warme Sommerwochen zu verbringen.

Im 19. Jahrhundert kamen die ersten Missionare. Einige Cree schlossen sich den Katholiken, andere den Anglikanern an. Bald standen zwei Kirchen auf der kleinen Insel. In den 1950er-Jahren traten vermehrt konfessionelle Spannungen auf. Als schließlich eine Flut großen Schaden

anrichtete, zog die katholische Mission ein paar Kilometer südwestlich und errichtete dort eine neue Niederlassung. Die Anglikaner blieben zunächst noch beim Posten, mussten sich aber auf Drängen des kanadischen Staats 1957 am Nordufer des Albany River niederlassen. In der Folge wuchsen allmählich die beiden heutigen Siedlungen Fort Albany und Kashechewan heran, die noch bis 1977 eine einzige Gemeinde bildeten, der ein Chief vorstand. Dann kam es nach der konfessionellen und räumlichen auch zur politischen Trennung und es entstanden zwei eigenständige First Nations. Das Fest auf dem Old Post war insofern mehr als nur eine Zusammenkunft von zwei indianischen Gemeinden, deren Mitglieder von ihren Siedlungen aus mit Booten angereist waren und ein kleines Zeltdorf errichtet hatten. Es war auch eine Rückkehr zur gemeinsamen Geschichte und eine Demonstration, dass die durch Missionierung und Kolonialisierung vollzogene Trennung größtenteils überwunden war. Diese Tatsache feierte man ausgelassen mit Musik, Tänzen, Gesängen und über der Glut zubereitetem Wildfleisch, Fisch und Bannockbrot. Regelmäßig bezogen sich Elders auf mündliche Überlieferungen von diesem geschichtsträchtigen Ort, an dem 1905 das Abkommen zwischen den Cree und der kanadischen Regierung im Namen König Edwards VII. geschlossen wurde, das unter dem Namen ›Treaty Nummer 9‹ in die Geschichtsbücher und kollektive Erinnerung der Indianer eingehen sollte.

Auf dem Vormittagsprogramm des zweiten Tags stand ›Blanket Ceremony Teaching by Norman & Jean Wesley‹. Unter einer ›Deckenzeremonie‹ konnte ich mir wenig vorstellen und überlegte, dem Geschehen als Beobachter beizuwohnen. Als ich mich dem offenen Festzelt mitten auf dem Gelände näherte, rief mich der Leiter der Zeremonie, Norman Wesley, herbei und lud mich ein, mitzumachen. Die gegen 30 indianischen Anwesenden standen bereits barfuß auf etwa badetuchgroßen Decken, die auf dem Boden ausgebreitet einen bunten Flickenteppich bildeten. Jeder hielt eine zugeschnürte Papierrolle in den Händen. Zuerst zögerte ich, denn ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Norman, um dessen Hals ein Schild mit der Aufschrift ›European‹ hing, redete mir aber aufmunternd zu. Es wäre doch schön, wenn ich als richtiger Europäer, also als jemand, der aus Europa hier zu Besuch war, ebenfalls mitmachen würde. Er bat mich, meine Schuhe auszuziehen und mich auf eine freie Decke zu stellen. Alles Weitere ergebe sich von selbst. Da mich einige Cree lachend begrüßten und meinten, sie wüssten auch nicht, auf was

sie sich eingelassen hätten, schloss ich mich gerne an und Norman gab mir ebenfalls eine Schriftrolle. Was nun folgte, war die eindrücklichste Geschichtslektion, die ich je erlebt habe. Denn sie stellte gleichsam einen spirituellen Bezug zum Land und den dort verstorbenen Menschen her. Normans Frau Jean wirkte als Erzählerin, während er die kanadische Geschichte aus europäischer Perspektive erläuterte. Die Teilnehmenden wurden jeweils aufgefordert, ihre Schriftrolle zu öffnen und laut vorzulesen. Dabei erfuhr man, welche Konsequenzen historische Ereignisse oder koloniale Entscheide für die Indigenen hatten.

Jean begann mit den Worten: »Die Decken, auf denen ihr steht, stellen den nördlichen Teil der großen Schildkröteninsel beziehungsweise Nordamerikas dar. Es ist das Land, das heute Kanada genannt wird. Lange vor Ankunft der Europäer war diese Schildkröteninsel Heimat Millionen indigener Menschen, die in Tausenden verschiedenen, sich selbst verwaltenden Gesellschaften lebten und Hunderte Nationen bildeten. Sie lebten als Fischer, Jäger oder Bauern und hatten eigene Sprachen, Kulturen und Traditionen. Ebenso besaßen sie eigene Gesetze und Regierungsformen.«⁷³ Sie hielt kurz inne und sprach die Teilnehmenden dann direkt an: »Als Nationen habt ihr zusammengearbeitet. Ihr wart in ein Handelssystem eingebunden, das sich über ein Weg- und Wasserrouthenetz mehrere Tausend Kilometer weit erstreckte. Auch hattet ihr gelernt, Konflikte und Streitigkeiten über Länder und Ressourcen durch Verträge beizulegen. Eure Beziehung zum Land bestimmte eure Identität. Denn es versorgte euch mit allem, was ihr brauchtet: Nahrung, Kleidung, Unterkunft, Kultur und spirituelle Erfüllung. Im Gegenzug habt ihr eure Verantwortung gegenüber dem Land wahrgenommen.«

Anschließend zitierte Norman als ›Europäer‹ eine Passage aus einer Bulle, die Papst Alexander VI. 1493 erlassen hatte. Sie sollte die Voraussetzung für einen legitimen Herrschaftsanspruch christlicher Nationen auf neu ›entdeckte‹ und ›heidnische‹ Länder schaffen: »Durch Unsere apostolische Machtbefugnis, die der allmächtige Gott durch den heiligen Petrus auf Uns übertragen hat, schenken und gewähren Wir dem spanischen Königshaus sowie deren Nachfolger auf alle Zeit sämtliche Inseln und Länder mit all ihren Herrschaften, Städten und Dörfern, die gefunden wurden und noch entdeckt werden, und zwar im Westen vom arktischen bis zum antarktischen Pol. Und wir statten Euch und Eure Erben mit uneingeschränkter und freier Macht, Autorität und Gerichtsbarkeit jeder Art aus.«⁷⁴

Nun folgte die Geschichte der ersten Kontakte zwischen Indigenen und Europäern. Norman trat in die Mitte, reichte einigen Anwesenden die Hände als Zeichen von Vertragsabschlüssen und verteilte Kärtchen in verschiedenen Farben. Dann faltete er einige Decken nach innen und verkleinerte erstmals die symbolische Landfläche. Denn inzwischen hatten sich zahlreiche europäische Siedler niedergelassen. Dabei wurden die auf Neufundland lebenden Beothuk ausgelöscht. Ferner breiteten sich unbekannte Krankheiten als Epidemien aus – mit verheerenden Auswirkungen für die indigene Bevölkerung. Dazu gab Jean folgende Anweisung: »Alle Leute, die weiße Kärtchen haben, bitte ich, ihre Decken zu verlassen. Ihr vertretet die Millionen indigener Menschen, die an verschiedenen Krankheiten starben, gegen die sie nicht immun waren. Wir werden eine Schweigeminute einlegen und der Toten gedenken.«

Im weiteren Verlauf wurden immer mehr Decken gefaltet oder gar eingezogen, unter anderem durch die drei Hauptinstrumente indianischer ›Zwangsassimilation‹ – Indian Act von 1876, Reservate und Residential Schools – und ihre fatalen Auswirkungen wie Verelendung, Alkohol- und Drogenabhängigkeit und Selbstmorde. Auch schieden regelmäßig Teilnehmende aus und traten in den immer größer werdenden Kreis außerhalb des Geschehens zurück. Auch ich musste die Bühne verlassen, als Jean sagte: »Ich bitte all jene mit einer blauen Karte, von der Decke zu treten. Ihr repräsentiert die Menschen, die an Unterernährung starben, nachdem man sie von ihren traditionellen Gebieten und ihren Jagdgründen vertrieben hatte.« Schließlich standen nur noch ein paar wenige Cree auf winzigen, auf die Größe ihrer Füße zusammengeschrumpften Inseln. Vom einstigen riesigen Territorium war lediglich ein Tausendstel in Form von Reservaten geblieben.

Die Anzahl der Indianer in Nordamerika vor Ankunft der Europäer kann nicht genau bestimmt werden. Plausible Schätzungen liegen zwischen sieben und 15 Millionen. Ende des 19. Jahrhunderts lebten in Kanada lediglich noch etwa 125 000 und in den USA etwa 237 000 Indigene. Auch in Mittel- und Südamerika wurde die indianische Bevölkerung seit der Ankunft von Christoph Kolumbus um zahlreiche Millionen dezimiert. Dieser dramatische und historisch unvergleichliche Bevölkerungsrückgang ist eine der schlimmsten Tragödien der Menschheitsgeschichte. Er steht im direkten Zusammenhang europäischer Landnahme und gründet auf eingeschleppten Krankheiten, Kriegen, gezielten Ausrottungen, ethnischen Säuberungen, Hungersnöten und Entwurzelung.⁷⁵ Die

Architekten der neuen Welt ließen die Trümmerfelder der Zivilisationen, die über Jahrtausende gewachsen waren, wegwalzen und schufen für Siedler nutzbares Land. Der kanadische Nationalstaat wurde auf den Gräbern indianischer Kulturen errichtet, und die letzten Überlebenden dieser alten Zivilisation sollten durch Zwangsassimilation und anschließende Einschmelzung in die Siedlergesellschaft ganz zum Verschwinden gebracht werden. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts sollten ihre verbliebenen Ländereien in Staatsbesitz übergehen und sie selbst nur noch als museale Relikte und zur folkloristischen Vergnügung in Erscheinung treten. Doch das Land ließ seine Hüter nicht im Stich. Es schenkte ihnen Kraft und stärkte die indigenen Gemeinschaften. Seither erheben sie ihre Stimmen für ihre Rechte und erinnern die Regierung an ihre vertraglich festgelegten Verpflichtungen. Als Norman und Jean Wesley all dies thematisierten, zeigten sie einige positive Entwicklungen der letzten Jahre auf. Sie zitierten einen Ausschnitt aus der Entschuldigungsrede des ehemaligen Premierministers Stephan Harper und betonten, dass Kanada inzwischen auch die Deklaration der Vereinten Nationen über die Rechte der indigenen Völker anerkenne. Es bleibe jedoch noch viel zu tun. Denn während Kanada hinsichtlich Lebensqualität auf einer internationalen Rangliste ganz oben aufgeführt werde, müsste man die First Nations aufgrund ihrer immer noch teils katastrophalen Lebensbedingungen auf demselben Maßstab im unteren Bereich eintragen.

Norman lud uns Außenstehende ein, zurück in den inneren Kreis zu kommen. Dann sprach er zu den Anwesenden und blickte zu mir: »Ich bin dankbar, dass du als Europäer heute anwesend bist und bei dieser Zeremonie mitgewirkt hast. Denn nur durch gegenseitigen Respekt und Verständnis können wir weiterkommen. Es geht nicht um Schuldzuweisungen, sondern darum, aus der Geschichte zu lernen, um gemeinsam in die Zukunft zu schreiten. Einer meiner engsten Freunde war ein Weißer. Ich bezeichne ihn sogar als Bruder. Sein Name war John Long. Traurigerweise ist er kürzlich verstorben. Er war Lehrer und Historiker und hat unsere Anliegen verstanden. Stets war er bemüht, Brücken zwischen den First Nations und der kanadischen Siedler-Gesellschaft zu bauen. Er hielt Vorträge und verfasste Bücher. Darin plädierte er für eine echte Zusammenarbeit Kanadas mit den First Nations, deren Vorfahren die Treaties unterzeichnet hatten. Er forderte, dass diese Abkommen so umgesetzt werden, damit sie den Indigenen Selbstständigkeit sowie gute Infrastruktur und Bildungsmöglichkeiten garantieren.«

John Long (1948–2016) lebte zwischen 1972 und 2000 in Moose Factory an der James Bay. Dort war er als Lehrer und Rektor an der Schule der Moose Cree First Nation tätig. Vor allem sein 2010 veröffentlichtes Buch *Treaty No. 9* war für den öffentlichen Versöhnungsdialog wegweisend.⁷⁶ Darin beleuchtet er die indianische Perspektive des Abkommens und zeigt auf, wie interkulturelle Verständnisprobleme falsche Annahmen verursachten, die der Staat einseitig zu seinen Gunsten auslegte. »Alle, die John Long kannten, vermissen ihn schmerzlich«, fuhr Norman fort und blickte nochmals zu mir. »Aber wer weiß, vielleicht ist dieser Europäer in unserer Mitte jemand, der die Arbeit unseres Bruders fortsetzt und uns eine weitere Stimme in der Welt da draußen gibt.« Darauf folgte ein Gebet in indigener Sprache.

Ich war bewegt. Eine spirituelle Komponente hatte ich bislang in keiner Geschichtslektion erlebt. Unzählige Male hatte ich Referate an Universitäten über den Holocaust und andere Völkermorde gehört, in denen Unrecht und unermessliches Leid wissenschaftlich erörtert wurden. Doch nie wurde im Vorlesungssaal auch nur eine einzige Minute innegehalten, um gemeinsam der Opfer zu gedenken. So etwas macht man in der Schweiz höchstens bei offiziellen Gedenkveranstaltungen oder wenn sich unmittelbar zuvor eine Tragödie ereignet hat. Im westlichen Wissenschaftskontext spielen die Geister der Verstorbenen, deren Geschichte man untersucht, keine Rolle. Entscheidend für die historische Interpretation sind lediglich ihre Taten und die entsprechenden Auswirkungen auf die Nachwelt. Im Gegensatz dazu sind die Ahnen in der indianischen Geschichtserzählung keine toten historischen Objekte. Sie bleiben stets Teil der Gemeinschaft und daher kann man sie jederzeit und an jedem Ort mit einer Räucherzeremonie oder einem Gesang ehren. Denn in der indigenen Welt, bei der ich im nördlichen Ontario zu Gast sein durfte, gibt es keine Trennung zwischen dem sakralen und profanen Bereich. Diese Einheit fand auch dadurch einen visuellen Ausdruck, dass während des Fests auf dem Old Post ununterbrochen ein Heiliges Feuer brannte, um das sich ein ausgewählter Feuerwächter mit seinen Helfern kümmerte. Auch wurden die Tage mit einer Sonnenaufgangszeremonie begonnen und mit einem gemeinsamen Gebet beendet.

Ich denke, dass eine der größten interkulturellen Verständnisschwierigkeiten zwischen westlich geprägten und indigenen Menschen in Kanada darin besteht, dass sie grundverschiedene Konzepte von Spiritualität haben. Während Erstere aufgrund einer durch europäische

Aufklärung, Französische Revolution und Liberalismus vollzogenen Säkularisierung die Religion in den Privatbereich und an sakrale Orte zurückbinden, ist bei Letzteren gerade das Gegenteil der Fall. An jeder politischen Versammlung von Indianern, sei dies an einem Kongress, an einer Ratsversammlung im Band Office oder an einer Kundgebung auf Parliament Hill in Ottawa, spielt Spiritualität in Form von Gebeten und Zeremonien eine zentrale Rolle. Entsprechend ist für die Cree und die Ojibwe die Geschichte nicht einfach ein in die Gegenwart hineinwirkender Aspekt der Vergangenheit, der sich wissenschaftlich objektivieren lässt. Nein, in ihrem Verständnis ist Geschichte etwas Heiliges, das der Wahrheit entspricht, weil die Lebenden durch sie direkt mit den Geistern der Ahnen verbunden sind. Als ich Stan Beardy, den ehemaligen Grand Chief der Nishnawbe Aski Nation und Chief von ganz Ontario, in meinem ersten Interview bat, sich vorzustellen, hat er nicht etwa seine politischen Ämter und Auszeichnungen als Würdeträger genannt, sondern seine durch Geschichte geprägte spirituelle Identität hervorgehoben: »Ich bin ein Anishinaabe, ein Mensch dieses Landes. Damit du verstehen kannst, was das ist, muss ich dir von den Legenden erzählen. Denn sie bilden mein Fundament. Sie sind meine Existenz und was ich bin. Dies ist meine kulturelle Identität und mein innerstes Wesen. Ich sage das, weil wir nicht nur physisch sind. Wir sind sehr spirituelle Menschen. Und die spirituelle Verbundenheit kommt vom Erzählen der Geschichten. Wir sind mit allem verbunden, was uns umgibt. Auch wenn wir es nicht sehen können, sind wir Teil eines Plans größerer Dinge.«⁷⁷

Gemäß dem Verständnis vieler meiner Gesprächspartner besteht jeder Mensch aus einem physischen, emotionalen, mentalen und spirituellen Teil. Erst das harmonische Zusammenspiel dieser vier Komponenten ermögliche ein gesundes Leben. Das aktive Eingebunden-Sein in eine spirituelle Weltanschauung ist somit Teil indigener Identität und wirkt sich direkt auf das körperliche und seelische Wohlbefinden aus. Dabei spielt es keine entscheidende Rolle, ob jemand einer christlichen oder anderen Religion angehört, den traditionellen Weg beschreitet oder beides in Einklang bringt. Doch der Bezug zum Land und den Ahnen muss gewährleistet sein. Denn dies ist die Quelle der gesamten Existenz. Ist dies der Fall und stehen die vier menschlichen Grundelemente damit in einer Balance, lässt sich nach eigener Art und Weise ein gutes Leben in dieser Welt führen. Für dieses ganzheitliche Konzept haben die Cree und die Ojibwe die Bezeichnung »Bimaadiziwin«. Gemeint

ist mit diesem Ausdruck die Suche nach einem langen Leben, das frei von Hunger, Krankheit und Feinden ist und auf den eigenen Legenden und Gesetzen basiert, die ihren Ursprung im Land haben.⁷⁸ Zudem bedeutete es, dass man sich mit traditioneller Nahrung versorgen kann. Denn die Tiere wie etwa Elche, Karibu, Biber, Gänse und Fische sind ebenfalls Teil des Lands und des darin fließenden Wassers. Sie werden als Geschwister betrachtet. Wenn man sie tötet, bittet man ihre Geister um Verzeihung und betet für sie. Man zollt ihnen Respekt, indem man all ihre körperlichen Bestandteile verwertet und nichts wegwirft. Als vom Großen Geist bestimmte Hüter der Erde halten die Cree und Ojibwe das Gleichgewicht auf dem Land aufrecht und sorgen dafür, dass die Tiere in Freiheit ihrer inneren Lebensbestimmung nachgehen können. Diese wiederum danken es den Menschen, indem sie ihnen Nahrung und Materialien für Werkzeuge, Kleider und Zelte schenken und ihnen auch in Träumen, Visionen und Legenden spirituell zur Seite stehen.

Gewiss war die Welt der Cree und Ojibwe vor Ankunft der Europäer kein Garten Eden. Es gab Krankheiten, gelegentliche Hungersnöte, Konflikte mit benachbarten Nationen über Jagdgebiete und Streitereien in den eigenen Familien. Die Vorstellung von Bimaadiziwin gab den Menschen jedoch Orientierung und veranlasste sie, wo immer möglich, ein gutes Leben mit allen Wesen ihrer Umgebung zu führen. Auch hatten sie es stets selbst in der Hand, Gegensteuer zu geben, wenn etwas nicht mehr in der Balance war, und konnten freie Entscheidungen treffen, die dem Wohl ihrer Gemeinschaft dienten. Diesem Grundsatz verpflichtet, bemühten sie sich auch um ein ausgewogenes Verhältnis mit den ersten Europäern, die an den Ufern der Hudson und James Bay ihre Handelsposten errichteten. Sie halfen ihnen, in dieser für sie ungewohnten und harschen Umgebung zu überleben, lieferten ihnen Pelze für den Export in ihre Herkunftsländer und erhielten im Gegenzug neue Produkte wie Gewehre, Metallkessel oder eiserne Äxte, die ihnen das Leben bedeutend erleichterten.

Während sich alle indianische Nationen der Great Plains wie die Sioux oder die Blackfoot im Mittleren Westen der USA und Kanada durch Krankheiten, Kriege und drastisch schwindende Büffelherden völlig geschwächt ergeben mussten und spätestens im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Reservate eingepfercht waren, konnten die Cree und Ojibwe im Norden noch weitere hundert Jahre ihr traditionelles Leben einigermaßen fortführen. Ihre Reservatssiedlungen entstanden erst in

den 1960er-Jahren. Bis dahin lebten viele weiterhin auf dem Land, wo sie auf genau bestimmten, seit Menschengedenken existierenden und dem Jahreszyklus angepassten Routen den verschiedenen Tierarten nachzogen. Die meisten Indianer mit Jahrgang 1960 und älter, die ich im nördlichen Ontario traf, berichteten mir, dass sie noch im Tipi geboren wurden. Auch konnte ich mit vielen Elders nur mithilfe eines Dolmetschers kommunizieren, da sie kein Englisch sprachen. Einige hatten sicherlich gewisse Kenntnisse, wollten aber aus verständlichen Gründen diese in der Residential School aufgezwungene Kolonialsprache nicht mehr verwenden oder haben sie inzwischen wieder vergessen. Andere wurden als Kinder von ihren Eltern im »Busch«, wie sie den borealen Wald nennen, versteckt. Somit entgingen sie der Verschleppung durch Indianeragenten und lernten nie Englisch. Die Cree und Ojibwe haben ihr Land weder durch einen Krieg verloren noch verkauft. Weshalb aber wurden sie zunehmend vom kanadischen Staat abhängig und schließlich vor wenigen Jahrzehnten in die Sesshaftigkeit getrieben? Könnten sie denn heute kein freies und unabhängiges Leben mehr führen? Denn das von ihnen bewohnte traditionelle Territorium ist beinahe so groß wie Frankreich, aber nur von wenigen Tausend Menschen besiedelt. Es würden also mehr als genügend Ressourcen zur Verfügung stehen.

Im hohen Norden Ontarios präsentiert sich uns ein koloniales System, das auf den ersten Blick harmlos erscheint. Oberflächlich betrachtet, wirkt es sogar human. Denn es floss kein Blut und es kam nicht zu kriegerischen Massakern, wie dies bei der teilweise von genozidalen Abschlachtungen begleiteten Ausdehnung der USA der Fall war, worüber Aram Mattioli in seinem ergreifenden und lesenswerten Buch *Verlorene Welten* schreibt.⁷⁹ Nein, im kanadischen Norden wirkte der Kolonialismus subtil. Man verhandelte mit den Indigenen und schloss Verträge, die man mit einem gemeinsamen Festmahl feierlich besiegelte. Dabei versprach man ihnen, sie dürften weiterhin wie gewohnt überall jagen, fischen und Fallen stellen. Zudem erhielten sie jährliche Geldzahlungen. Doch das stetig wachsende und immer gieriger werdende koloniale Machtzentrum besaß zahlreiche, für viele zunächst unsichtbare, aber äußerst kraftvolle Tentakel, mit denen es auf unterschiedliche Art und Weise tief ins Land der Cree und Ojibwe eingriff und selbst die Erde durchwühlte. Jener lange Greifarm, der die Kinder von ihren Eltern und Verwandten entriss, war zwar vermutlich der schrecklichste und zerstörerischste, aber dennoch nur einer unter vielen. Denn dies sei bereits

vorweggenommen: All diese Eingriffe zusammengefasst hatten fatale Auswirkungen auf die indigene Gesellschaft im nördlichen Ontario und zwangen die Menschen schließlich zur Sesshaftigkeit in den ihnen zugewiesenen Reservaten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Staudämme errichtet und traditionelles Land überschwemmt, ohne die Betroffenen vorher zu informieren. Staatsbeamte konfiszierten Fischernetze und entführten Menschen, von denen seither jede Spur fehlt. Später flogen sie mit Wasserflugzeugen über das Land, verscheuchten die Tiere und verbreiteten Angst und Schrecken, sodass sich Familien im Dickicht verstecken mussten, da sie gemäß den unlängst von den Kolonialherren erlassenen Gesetzen unerlaubterweise zu viele Biber gejagt hatten, um nicht zu verhungern. Gleichzeitig stellten die Beamten Lizenzen für Euro-Kanadier aus, damit sie kommerziellen Fischfang betreiben und ganze Seen leer fischen konnten. Dann leiteten Ingenieure Flüsse nach Süden um, sodass Fischbestände für immer verschwanden. Mineure bauten Edelmetalle ab und verseuchten dadurch mit giftigen Chemikalien die Gewässer, aus denen die Menschen tranken. Als sich 2008 ein Chief und seine Ratsmitglieder dagegen wehrten, dass ein Rohstoffkonzern von der Provinz Ontario die Erlaubnis erhalten hatte, auf ihrem traditionellen Gebiet Edelmetalle abzubauen und dadurch ihren lebenserhaltenden See zu verschmutzen, ließ man die Aktivisten umgehend wie Schwerkriminelle verhaften und brachte sie für Monate hinter Gitter. Schließlich gab es noch diesen anglikanischen Priester, der in den 1970er- und 1980er-Jahren mit seinem Wasserflugzeug von Reservat zu Reservat flog und in den völlig abgelegenen indianischen Dörfern seine seelsorgerischen Dienste anbot. Gut aussehend, charismatisch und charmant, wurde er von den Indianern als Mann Gottes geschätzt. Was sie nicht erkennen konnten und nie im Traum für möglich gehalten hätten, war, dass er geschützt in der Isolation des nördlichen Ontarios ihre Kinder missbrauchte und sexuell ausbeutete. Schätzungsweise 500 Knaben waren seine Opfer, von denen einige nie darüber hinwegkamen und sich umbrachten. Für seine Schandtaten saß der Geistliche lediglich eine fünfjährige Gefängnisstrafe ab.

Über all das und vieles mehr haben mir die Menschen im nördlichen Ontario berichtet. Zusammengefasst zeichnen ihre Erzählungen ein klares Bild, wie der kanadische Kolonialismus in seiner gesamten Breiten- und Tiefenwirkung konzipiert ist und was seine unterschiedlichen

Mechanismen für die Betroffenen selbst bedeuten. Die Nationalstaatswerdung Kanadas ist eine Geschichte von Landraub, Vertreibungen, demonstrativer Machtausübung gepaart mit eifriger Missionstätigkeit, die kulturelle Verständnisschwierigkeiten zum eigenen Vorteil nutzte und unter Vortäuschung falscher Versprechen zu maßloser Ausbeutung und totaler Entwurzelung führte. Dabei hatte im Norden alles relativ friedlich begonnen, als die ›Wemistigosiwak‹, also die ersten Männer in Schiffen aus Holz, im 17. Jahrhundert an der James Bay auftauchten. Sie brauchten die Cree und Ojibwe, um in dieser unwirtlichen Gegend zu überleben, und gaben ihnen im Gegenzug Gegenstände für mehr Komfort. Doch gut 200 Jahre später, als viele Hundert Kilometer weiter südlich das Dominion Kanada geschaffen war, sollte der ultimative Herrschaftsanspruch der Weißen auch in den indianischen Lebensraum im Norden vordringen. Dabei ignorierten die aus Ottawa gesandten Beamten seit Menschengedenken bestehende Regeln, führten koloniale Gesetze ein und versuchten die Indigenen mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln von ihrem traditionellen Land zu trennen. Dadurch störten sie das Konzept von Bimaadiziwin derart, dass für die meisten das gute Leben komplett aus dem Ruder lief. Für die neuen Kanadier zählte weder die inzwischen schon jahrhundertealte Partnerschaft mit indigenen Menschen, noch wussten sie deren Kultur wertzuschätzen. Ihr wahres Interesse galt vielmehr dem Abbau gigantischer Ressourcenvorkommen in Form von Diamanten, Edelmetallen, Erdöl, Wasserkraft und Holz. Die Neuankömmlinge fanden reichlich viel davon, aber die Spiritualität des Landes blieb ihnen verborgen.

Pelzhandel

»Du solltest unbedingt mit Louis Bird sprechen«, empfahl mir Joyce Hunter, als mir gerade der scharfe Curry auf der Zunge brannte und Schweißperlen auf die Stirn trieb. Wir aßen in einem indischen Restaurant in Thunder Bay zu Mittag. Immer, wenn ich Joyce traf, gab sie mir wertvolle Hinweise für meine weiteren Recherchen. Als ehemalige Journalistin und politisch tätige Cree-Aktivistin verfügte sie in der indianischen Gemeinde über ein großes Netzwerk und wusste mir stets mit Rat und Tat weiterzuhelfen, wenn ich eine Frage hatte oder etwas nicht

genau verstand. »Louis ist einer unserer angesehensten Historiker. Bereits in den 1970er-Jahren hat er damit begonnen, Elders zu interviewen und ihre Geschichten auf Tonband aufzuzeichnen.«

Es war mir sehr wichtig, mich mit einem indianischen Historiker zu unterhalten, der mit der mündlichen Überlieferung seiner Nation bestens vertraut war und mir die für ihn relevanten Aspekte aufzeigen konnte. Über den Pelzhandel in Kanada existiert zwar reichlich Literatur. Manager der HBC-Handelsposten hatten nämlich akribisch Journale geführt. Diese und eine Vielzahl weiterer historischer Dokumente sind im Archiv von Manitoba in Winnipeg einsehbar. Da jedoch all diese schriftlichen Zeugnisse von Europäern verfasst wurden, geben sie in erster Linie deren Sichtweise wieder. Erst die jüngere Forschung seit den 1990er-Jahren hat mittels Einbezug indigener Überlieferung dieser Einseitigkeit entgegengewirkt und neue Erkenntnisse gewonnen.⁸⁰ Wenn man sich mit der Geschichte des Zusammentreffens zweier verschiedener Kulturen beschäftigt, empfiehlt sich, die jeweiligen Überlieferungsmethoden ergänzend miteinander in Bezug zu setzen. Ich hatte mich dazu entschieden, erst zuzuhören und dann zu lesen. Denn nur dadurch erhält man einen einigermaßen ausgewogenen Einblick in eine Welt, die heute indigenen wie nicht-indigenen Menschen in Kanada fremd geworden ist. Schriftliche Dokumente haben den Vorteil, dass sie betreffend zeitlicher und quantitativer Angaben relativ präzise sind. Doch aufgrund von Tippfehlern oder beschönigten Darstellungen ist auch bei ihnen Vorsicht geboten. Sie können aber beispielsweise das genaue Datum eines Ereignisses angeben und beschreiben, wer daran beteiligt war oder wie viele Biberpelze in einer Saison gehandelt wurden. Diese Exaktheit vermögen mündliche Erzählungen nicht zu liefern. Dafür geben sie Einblicke in die qualitative Bedeutung eines Ereignisses für die damaligen Menschen und auch über deren Befindlichkeiten hinter den bloßen Fakten. Beide Methoden historischer Vermittlung haben ihre Vor- und Nachteile. Kombiniert jedoch ermöglichen sie ein einigermaßen ausgeglichenes Geschichtsverständnis.

»Wo lebt denn Louis Bird?«, wollte ich nun von Joyce wissen. »Er gehört, wie ich auch, der Winisk First Nation an und wohnt in Peawanuck an der Hudson Bay auf unserem traditionellen Land.« Ich wusste, dass Peawanuck die abgelegenste Destination in ganz Ontario war. Sie ist nur auf dem Luftweg mit mehreren Zwischenstopps und in der kalten Jahreszeit während einiger Wochen auf der längsten Winterstraße der Welt

erreichbar. Die Reise dorthin würde ein Vermögen kosten und viel Zeit in Anspruch nehmen. Als hätte sie meine Gedanken gelesen, ergänzte Joyce: »Vielleicht hast du Glück und triffst ihn irgendwo im Süden Ontarios.« Fortuna erwies sich mir, wie so oft in der indianischen Welt, tatsächlich hold. Nur wenige Wochen später lernte ich Louis am *National Treaty Gathering* persönlich kennen. Dieser indianische Großanlass fand in der letzten Augustwoche 2017 auf dem Gelände der Taykwa Tagamou Nation in der Nähe von Cochrane, Ontario, statt. Vertreter von First Nations aus dem ganzen Land waren anwesend. Sie diskutierten über die Geschichte der nationalen Vertragsschließungen mit der britischen Monarchie seit 1871 sowie über die aktuellen Beziehungen zum kanadischen Staat.

Mike Metatwabin, ein ehemaliger Chief von Fort Albany, war bei der Veranstaltung als Dolmetscher für Cree-Elders tätig und übersetzte für sie die englischen Referate simultan. Wir hatten uns im Sommer 2016 in Ottawa kennengelernt und waren miteinander in Kontakt geblieben. Wie Joyce Hunter half mir Mike bei meinen Recherchen. Er hatte mich auch auf das *Treaty Gathering* aufmerksam gemacht und mich als Beobachter eingeladen. Vor Ort stellte er mir viele Chiefs und Elders vor, mit denen ich mich austauschen konnte. Der Kongress wurde mit einem lebensfrohen Cree-Fest abgeschlossen, an dem ich erneut die indianische Gastfreundschaft mit Tanz, Musik und traditionellen Speisen genießen durfte. Mike veranlasste, dass ich beim Essen neben Louis Bird sitzen konnte. Er war mit seiner Frau und weiteren Elders mit einem Charterflugzeug aus Peawanuck angereist. Seine historischen Ausführungen fesselten mich sofort. Viele Elders sind großartige Geschichtenerzähler. Doch da sie meist kein Englisch sprechen, musste ich oft auf die Unterstützung eines Übersetzers zurückgreifen. In solchen Momenten habe ich mir immer gewünscht, ich hätte Cree oder Ojibwe gelernt. Denn auf Englisch geht vieles verloren, vor allem was die bildliche Beschreibung des Lands betrifft. Oft wurde mir mitgeteilt, dass Elders eine visuelle, plastische Sprache benutzen, mit der sie lebendige Gemälde in allen Farbtönen vor dem geistigen Auge der Zuhörer in den Raum projizieren können. Da Louis Englisch sprach, erhielt ich eine eindruckliche Kostprobe indianischer Erzählkunst. Seine sympathische Gestik, sein angenehmer Tonfall gepaart mit spitzbübischem Lachen, dann wieder dramatische Episoden, in denen er seine variationsreiche Stimme senkte, leiser wurde und schließlich überraschend ein einziges Wort in

den Raum warf – all dies zog mich sofort in seinen Bann. Als ich später erfuhr, dass er am International Storytelling Festival 1999 im US-amerikanischen Bundesstaat Kentucky mit einem Preis ausgezeichnet worden war, erstaunte mich dies keineswegs.

Louis Bird wurde am 4. März 1934 auf dem moorähnlichen Gebiet, das die Cree ›Mushkeg‹ nennen, zwischen den damaligen HBC-Handelsposten Fort Severn und Winisk geboren.⁸¹ Seine Familie führte, abgesehen vom katholischen Glauben, den sie im 19. Jahrhundert von Missionaren übernommen hatte, den traditionellen Lebensstil weiter. Sie wanderte durch das Land, jagte, fischte und handelte mit Tierfellen. Als Knabe verbrachte Louis Anfang der 1940er-Jahre insgesamt vier Jahre in der St. Anne's Indian Residential School in Fort Albany. Nach seiner Rückkehr erhielt er von seinen Eltern und Elders eine indianische Ausbildung. Aufgrund praktischer Erfahrungen eignete er sich ein breites Wissen über die Küste und das Flachland der Hudson Bay an. Auch lernte er, wie man unter klimatischen Extrembedingungen auf dem Land überlebt. Bereits als Junge interessierte er sich für die alten Überlieferungen. Stetig bat er die Elders, ihm Geschichten zu erzählen, von denen schon die Großeltern ihrer Großeltern berichtet hatten. Diese prägte er sich fest ein.

Mitte der 1950er-Jahre erlebte Louis die gewaltigen Veränderungen, die die kleine inzwischen um den Handelsposten entstandene Siedlung Winisk betrafen. Auf einmal war der sich global ausbreitende Kalte Krieg mitten im abgelegenen indianischen Gebiet angelangt. Kanada errichtete auf dem der Siedlung gegenüberliegenden Ufer des Winisk River eine Radarfrühwarnstation. Für den Aufbau wurden etwa 1000 Arbeiter angeworben, deren Präsenz das indigene Leben stark beeinflusste und belastete. Gleichzeitig bot es den Cree aber auch neue Erwerbsmöglichkeiten. Louis heuerte bei der Radarstation als Handwerker an. Später verrichtete er verschiedene Jobs, etwa als Baumaschinenführer, Holzfäller oder Vermessungsassistent, die ihn in verschiedene indianische Gemeinden an der westlichen Hudson und James Bay führten. Dort nutzte er jede Gelegenheit, den historischen Erzählungen der Elders zuzuhören. Da er sich nicht mehr alle Geschichten merken konnte, kaufte er sich zu Beginn der 1970er-Jahre ein Aufnahmegerät. Die meisten Elders wollten sich jedoch nicht aufnehmen lassen. Folglich musste er ihnen wie gewohnt weiterhin aufmerksam zuhören, sprach aber unmittelbar danach zu Hause ihre Erzählungen auf Band. Auf diese Weise entstanden zahl-

reiche Tonbänder mit Legenden, Mythen und Geschichten der Swampy-Cree im Einzugsgebiet der Hudson und James Bay. 2003 ermöglichten finanzielle Mittel von Canadian Heritage und weiteren Institutionen die Transkription von etwa 80 englisch- und creesprachigen Aufzeichnungen, die auf einer Internetseite der Allgemeinheit zur Verfügung stehen.⁸²

Nach dem Essen wurde Louis mit seiner Reisegruppe abgeholt und mit einem Kleinbus nach Cochrane ins Motel gebracht. Obschon er nach dieser langen Woche sehr müde war, lud er mich ein, am späteren Abend vorbeizukommen, damit ich ihn interviewen könne. Da er bereits am nächsten Tag abreiste, war ich sehr dankbar für diese einmalige Gelegenheit. Ich hatte viele Fragen im Kopf und war gespannt, was er mir auch über den Pelzhandel erzählen würde. Denn der erste Kontakt zwischen Indianern und Europäern auf dem Gebiet, das bald Kanada heißen sollte, war historisch betrachtet außergewöhnlich. Während der europäische Kolonialismus in Übersee meist zu Eroberungen und Vertreibungen führte, waren die interkontinentalen Beziehungen am Sankt-Lorenz-Strom und an der Hudson und James Bay hauptsächlich durch die für beide Seiten nützliche Zusammenarbeit in der Fischerei und im Pelzhandel geprägt. Die Europäer, die mehrheitlich aus Frankreich und England stammten, waren an Tierfellen interessiert und die Indianer an Objekten aus Metall wie Gewehre, Kessel oder Beile. Der darauffolgende Austausch entwickelte sich zu einem Handel, der während 200 Jahren zum wichtigsten Wirtschaftszweig in der besagten Region wurde.⁸³ Überschattet wurde diese ökonomische Zusammenarbeit jedoch durch die von Europa eingeschleppten Krankheitserreger, die auch in Kanada unter der indigenen Bevölkerung verheerende Auswirkungen hatten. Besonders schlimm traf es zunächst die Mi'kmac, die an der Ostküste als Erste Handelsbeziehungen mit den Europäern eingegangen waren. Sie wurden bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von drei heftigen Pockenepidemien heimgesucht, denen etwa 9000 der insgesamt 12000 Mi'kmac zum Opfer fielen.⁸⁴

Das historisch Neue seit Christoph Kolumbus war, dass der Atlantik durch den zunehmenden Güter- und Personentransport zwischen Afrika, Amerika und Europa zu einem Binnenmeer wurde. Ansonsten muss aber angemerkt werden, dass das Prinzip des Fernhandels nicht von Europa nach Nordamerika exportiert wurde. Ebenso sind Städte keine europäische Erfindung. Die Indianer kannten bereits ein uraltes Netz von

Handelsrouten, das sich über weite Teile Nordamerikas erstreckte. In der vorkolumbianischen Zeit bildete die Stadt Cahokia, beim Zusammenfluss von Missouri und Mississippi in der Nähe des heutigen St. Louis, einen zentralen Knotenpunkt für den kontinentalen Austausch von Gütern wie Kupfer, Feuerstein, Obsidian, Muscheln, Tonwaren, Körbe, Trockenfleisch oder Schmuck. Sie war mit einer Mauer befestigt und zählte um das Jahr 1250 vermutlich etwa 40000 Einwohner. Damit war sie damals größer als London und übertraf bezüglich Einwohnerzahl die meisten europäischen Städte nördlich der Alpen. Warum sie Ende des 14. Jahrhunderts schließlich nach einem längeren Niedergang ganz aufgegeben wurde, ist nicht restlos geklärt. Doch Fundgegenstände an der Ausgrabungsstätte, wo man die eindrucklichen Pyramidenhügel bestaunen kann, belegen, dass sie ein wichtiges Handelszentrum war, dessen Einfluss von den Großen Seen bis zum Golf von Mexiko reichte.⁸⁵

Der Güteraustausch mit den Europäern war für die Indianer also keine Innovation, sondern lediglich eine Erweiterung ihres bereits bestehenden Fernhandelssystems. Man könnte auch sagen, dass sie die Europäer einfach an ihrem Handel teilhaben ließen.⁸⁶ Dabei verhält es sich interessanterweise so, dass zu Beginn der gegenseitigen Beziehungen in Kanada die Indianer die angereisten Europäer stärker beeinflussten, als dies umgekehrt der Fall war. Denn Letztere waren mit dem für sie neuen Lebensraum überhaupt nicht vertraut und mussten sich, wenn sie den ersten harten Winter überleben wollten, auf indianisches Wissen verlassen und sich den lokalen Bedingungen anpassen. Dies galt insbesondere für die ›Coureurs de Bois‹, also die französischen Waldläufer, die in der Frühphase des Pelzhandels eigenständig aufs Land hinauszogen und dort mit den Indianern zusammenlebten.⁸⁷ Ohne indianische Schneeschuhe und Proviant wären sie in den harten Wintermonaten nicht weit gekommen. Auch mussten sie auf die Ortskundigkeit der lokalen Bevölkerung zählen, wollten sie sich nicht in der Weite des Lands verirren oder mit dem Kanu bei Stromschnellen in Felsen krachen und havarieren.

Biberpelze waren für die europäischen Händler, die nach Nordamerika kamen, ein äußerst wertvolles Gut, das sie von den Indianern günstig erwerben konnten. Sie waren leicht zu transportieren und erzielten in Europa große Gewinne, weil man dort die Tiere aufgrund der großen Nachfrage und Trockenlegungen ihrer Habitate für landwirtschaftliche Nutzung beinahe ausgerottet hatte. Beliebt war ihr Pelz in einer Zeit,

als es noch keine Regenschirme gab, besonders wegen seiner Wasserundurchlässigkeit. Zudem war er ideal für die Herstellung von hochwertigen Filzhüten.⁸⁸ An der kanadischen Ostküste hatte der Pelzhandel im frühen 16. Jahrhundert begonnen und sollte sich in den nächsten Dekaden rasant nach Westen ausdehnen. Der erste Europäer, der auf dem Wasserweg ins Landesinnere vordrang, war der französische Seefahrer Jacques Cartier (1491–1557). Er erkundete auf mehreren Exkursionen zwischen 1534 bis 1542 den Sankt-Lorenz-Golf und den gleichnamigen Strom. Dabei gelangte er bis zu den mit Palisaden befestigten Irokesen-Dörfern Hochelaga und Stadacona, an deren Stellen im 17. Jahrhundert Montreal und Quebec gegründet werden sollte. Neben Irokesen traf er auf seinen Reisen auch Mi'kmaq, Montagnais und Algonquin, mit denen er erste Tauschgeschäfte tätigte. Die Franzosen hofften jedoch, eine Westpassage in den Fernen Osten zu finden, um allenfalls in den neuen Ländereien das Modell, das die Spanier in Südamerika errichtet hatten, kopieren zu können. Dieses basierte nicht auf Handel, sondern auf Siedlungskolonisation und der Ausbeutung der indigenen Bevölkerung, die als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft und für den Abbau wertvoller Rohstoffe versklavt und gleichzeitig missioniert wurden.

Cartier hatte von Indianern von einem sagenumwobenen Königreich Saguenay gehört, in dem Gold und Silber in rauen Mengen vorkommen sollten. Diese Erzählung ließ ihn von einem bevölkerungs- und rohstoffreichen Land träumen, und er war überzeugt, im Hinterland des Sankt-Lorenz-Stroms beste Voraussetzungen für die Kolonisation vorzufinden. Voller Hoffnung auf die Entdeckung eines neuen El Dorado gründete er mit 350 Siedlern 1541 auf dem Gebiet der heutigen Stadt Quebec die erste französische Niederlassung in Nordamerika. Zu Ehren des Herzogs Charles von Orléans, dem jüngsten Sohn des französischen Königs François I., nannte er sie Charlesbourg-Royal. Die Kolonie wurde aber bereits nach zwei Jahren wieder aufgegeben. Denn erstens hatten sich das angebliche Gold und die Diamanten, die Cartier seinen Geldgebern in Frankreich vorgelegt hatte, um das enorme Potenzial des neuen Siedlungsgebiets zu beweisen, als Pyrit beziehungsweise Narrengold und hundsgemeinen Quarz herausgestellt. Zweitens hatten die extrem harten Winter, gelegentliche Angriffe von Irokesen, die sich durch die französische Präsenz bedrängt fühlten, sowie zahlreiche Todesfälle aufgrund von Skorbut die Siedler entmutigt.⁸⁹

Trotz Abbruch der ersten europäischen Siedlung sollte der Pelzhandel,

der ohne große Infrastruktur auskam, weiter aufblühen. Die Umgebung von Tadoussac, wo das Süßwasser des Saguenay in den salzigen Sankt-Lorenz fließt, bot seit Menschengedenken beste Voraussetzungen, um Wale und Robben zu jagen. Lange bevor die Europäer auftauchten, tauschten die dort ansässigen Innu, später von den Franzosen aufgrund ihrer hügeligen Wohngebiete ›Montagnais‹ genannt, mit Vertretern anderer indigener Nationen von der James Bay oder den Großen Seen an dieser Stelle ihre Waren. Die Europäer brauchten nur hinzusegeln, um sich ebenfalls am dort stattfindenden Handel zu beteiligen.⁹⁰ Ihre zunehmende Präsenz und der Anreiz der Indianer auf neue Produkte etablierten Tadoussac um etwa 1580 schließlich als wichtigstes Handelszentrum der Region. Dass der Ort an einer ausgeprägten indianischen Handelsroute lag, sieht man daran, dass dort erworbene europäische Gebrauchsgegenstände bereits ein Vierteljahrhundert vor den ersten Europäern zu den Großen Seen gelangten.⁹¹

Die dauerhafte französische Besiedelung des Gebiets entlang des Sankt-Lorenz-Stroms ist mit den Forschungsreisen von Samuel de Champlain (1574–1635) verbunden. 1608 legte er den Grundstein für die spätere Stadt Quebec und 1611 für Montreal. Mit diesen beiden zunächst als Handelsposten betriebenen Siedlungen sollte der Pelzhandel am Sankt-Lorenz-Strom monopolisiert werden.⁹² Champlain schloss mit den Huronen und Algonquin-Nationen Bündnisse gegen die mit ihnen verfeindeten Irokesen. Der sich zunehmend nach Westen verlagernde Handel und die dadurch mittransportierten europäischen Krankheitserreger hatten erheblich dazu beigetragen, dass sich die Kräfteverhältnisse unter den indianischen Nationen entscheidend veränderten. Einerseits wurden die Gesellschaften durch weitere Epidemien geschwächt. Als 1634 und 1639 erneut die Pocken ausbrachen, wurden zuerst die Montagnais am Sankt-Lorenz-Strom und später die etwa 1000 Kilometer weiter westlich lebenden Huronen bei den Großen Seen stark in Mitleidenschaft gezogen.⁹³ Andererseits verschafften europäische Waffen und Werkzeuge denen, die sie besaßen, militärische Vorteile und sorgten für bessere Produktionsbedingungen im Ackerbau oder beim Schlagen von Feuerholz. Da diese Güter jedoch nur für die von den Europäern begehrten Pelze von Bibern, Ottern oder Nerzen erworben werden konnten, musste die Jagd danach intensiviert werden. In der Folge wurden ganze Tierpopulationen derart dezimiert, dass man das Jagdgebiet ausdehnen musste und zwangsläufig mit benachbarten Nationen in Konflikt geriet.

Mit der Zeit kam es zu immer heftigeren kriegerischen Auseinandersetzungen, die schließlich in den sogenannten Biberkriegen gipfelten. Dabei versuchten die fünf Nationen der Irokesenföderation Ende der 1630er-Jahre, nach Westen und Süden ins Gebiet der mit Frankreich verbündeten indianischen Nationen, wie Huronen oder Ottawa, einzudringen. Die Irokesen pflegten seit dem 16. Jahrhundert Handelsbeziehungen mit Holländern und Briten, die sich weiter südlich ansiedelten, und waren ebenfalls im Besitz von Gewehren und Schießpulver. In der Folge wandelte sich das Gebiet der Großen Seen bis zum Sankt-Lorenz-Strom zu einer blutigen Kriegszone und sollte erst 1701 mit dem Frieden von Montreal wieder zur Ruhe kommen. Das Abkommen, das von 39 indianischen Chiefs und den Franzosen, die als Schiedsrichter auftraten, unterzeichnet wurde, beendete sämtliche kriegerische Auseinandersetzungen in der Region und sorgte für Stabilität, indem es allen Parteien freien Zugang zum Gütertausch gewährte. Zudem erklärten sich die Irokesen einverstanden, sich bei künftigen Konflikten zwischen Engländern und Franzosen neutral zu verhalten.⁹⁴ Dies sicherte Frankreich für sein neu erschlossenes Territorium nördlich der britischen Kolonien für die nächsten Jahrzehnte die Vorherrschaft von der Küste Labradors über den Sankt-Lorenz-Strom bis zum Gebiet um die Großen Seen. Erst 1763, nach dem Ende des Siebenjährigen Kriegs, der in Nordamerika als ›French and Indian War‹ ausgefochten wurde, mussten die Franzosen ihre kolonialpolitischen Ambitionen in der nordwestlichen Hemisphäre definitiv begraben und bahnten durch ihren erzwungenen Rückzug dem britischen Empire den Weg.⁹⁵

Louis Bird erwartete mich schon und öffnete die Tür seines Motelzimmers, als er mich mit dem Mietwagen vorfahren hörte. Wir setzten uns an einen kleinen Tisch und ich machte mein Aufnahmegerät bereit. Sobald die Aufzeichnung lief, erfuhr ich, dass die Cree an der Hudson Bay auch bereits vor Ankunft der Europäer an der Küste oder an Flussufern ständig fremden Menschen begegnet waren. Einige kamen in friedlicher Absicht und wollten handeln, andere entführten Leute: »Mohawks und Mi'kmaq kamen hierher. Sie nahmen unsere Söhne und Töchter mit in den Süden, um sich mit ihnen zu verheiraten. Dadurch wollten sie frisches Blut in ihre Familien bringen, um Krankheiten zu verhindern.«⁹⁶ Doch manchmal konnten Entführungen auch andere, undurchschaubare Gründe haben. Louis erwähnte beispielsweise die Geschichte eines jungen Cree, der von unbekanntem Krieger gekidnappt und in ein Dorf

weit unten im Süden verschleppt wurde. Dort sollte er eines nachts rituell geopfert werden. Mit List und schamanischen Kräften gelang ihm aber kurz vor seiner Hinrichtung auf geheimnisvolle Weise die Flucht und er konnte an die Hudson Bay zurückkehren.⁹⁷

Wer hinter der Entführung steckt, bleibt im Dunkeln. Das Auftauchen der Irokesen an der Hudson und James Bay ist hingegen tief im kollektiven Gedächtnis der Cree verankert. Als ich in Kitchenuhmaykoosib Inniniwug war, also bei den Menschen am Big Trout Lake, berichtete man mir, besonders die Mohawk hätten in der Region Angst und Schrecken verbreitet. Elders in Fort Albany wussten von einer Begebenheit zu berichten, der zufolge hundert Irokesen in zehn großen Kanus den Sturgeon River flussabwärts gepaddelt seien. Dort, wo dieser in den Albany mündet, hätten die Cree sie jedoch überrascht und allesamt getötet. Weil man an besagter Stelle nach der nächsten Eisschmelze menschliche Knochen im Wasser habe treiben sehen, hätte man den Fluss in Ghost River, also Geisterfluss, umbenannt. Es lässt sich zwar nicht mit Sicherheit beantworten, weshalb die Irokesen auf ihren Streifzügen derart weit in den Norden vordrangen. Gewiss lag es aber unter anderem daran, dass sie in der Mitte des 17. Jahrhunderts den Pelzhandel stärker kontrollieren und den Einfluss der Franzosen zurückbinden wollten. Zudem benötigten sie mehr Pelze und jene der Tiere weiter nördlich wiesen diesbezüglich aufgrund des kälteren Klimas eine besonders hohe Qualität auf. Um 1680 stellten sie ihre langen Kriegs- und Erkundungszüge ein, weil sich diese aufgrund logistischer Probleme, Schwächungen durch Krankheiten und Kriege nicht mehr fortsetzen ließen.⁹⁸

Die mündlichen Überlieferungen der Cree beinhalteten auch Propherzeiungen, die den Zeitgenossen jedoch oft als codierte Botschaften mitgeteilt wurden. Louis Bird gab folgende Geschichte wieder, die verschlüsselt bereits auf die Ankunft der Europäer hindeutete. Wenn ein Elder merkte, dass seine Zeit gekommen war, bat er seine Familie, ihn im Busch zurückzulassen, um sterben zu können. Er traf diese Entscheidung, damit er seinen Nächsten wegen seiner Gebrechen nicht zur Last fiel und diese, vor allem wenn Hunger drohte, sorglos weiterziehen und Nahrung suchen konnten. Genauso verhielt sich ein alter blinder Mann, der sich nicht mehr imstande fühlte, mit der Gruppe weiterzureisen. Er verabschiedete sich und begab sich an einen bestimmten Ort, um sich auf den Tod vorzubereiten. Doch er überlebte auf wundersame Weise. Stets fand er etwas Fleisch vor und hatte reichlich Trinkwasser.

Er konnte sich dieses Mysterium nicht erklären, wusste aber, dass seine Stunde noch nicht gekommen war. Einige Zeit später, es war an einem warmen Nachmittag, hörte ein junger Trapper von Weitem einen Gesang. Als er sich näherte, sah er den alten Mann, der sich am Bachufer sonnte. Er war von hohen, weißstämmigen Pappeln umgeben und sang: »Ich kann von diesen, ich kann von diesen We-mis-ti-go-si-wak nichts haben.« Er nannte also jene Bäume mit der weißen Rinde, deren Laubkronen im Wind hin- und herwehten, ›We-mis-ti-go-si-wak‹. Dieses Wort hatte der junge Trapper noch nie gehört, doch er prägte es sich ein und erzählte die Begebenheit weiter. Dies war lange bevor die Europäer kamen. Als sie dann viele Monde später mit ihren Schiffen erstmals in der Bucht auftauchten, erinnerten sich die Elders sofort an die Geschichte des alten Mannes. Sie nannten die Fremden fortan ›Wemistigosiwak‹, also Menschen in hölzernen Booten, die mit Segeln im Wind getragen werden. Denn genau dies war das Bild, das zur Überlieferung passte. Der alte Mann hatte nämlich vorausgesehen, dass sie kommen würden, aber er selbst nicht mehr mit ihnen Handel treiben könnte.⁹⁹

Als die ersten Engländer kamen, war dies, abgesehen von den großen Segelschiffen, nichts Außergewöhnliches für die Cree an der James und Hudson Bay. Denn auch durch das sogenannte Buschtelefon, dessen direkte Verbindungslinie entlang der Handelsrouten bis zu den Montagnais in Tadoussac reichte, wussten sie längst Bescheid über die bärtigen, bärenähnlich wirkenden Männer, die besonders harte und scharfe Tomahawks und donnernde Waffen brachten. Aber im Gegensatz zu den anderen Fremden, die zuvor in ihr Gebiet gekommen waren, sollten sie ihre Welt für immer verändern. Louis Bird nannte mir die vier aus seiner Sicht entscheidenden historischen Faktoren in chronologischer Reihenfolge, die den kulturellen Wandel der Swampy-Cree unwiderruflich herbeiführten: den Pelzhandel, die Missionierung, das Abkommen mit Ottawa betreffend traditionellem Land und die Residential School. Zudem erwähnte er den Indian Act von 1876, mit dem die Weißen ihre sogenannte ›Zivilisierungsmission‹ gesetzlich definierten. Er nannte es einen vierfachen kulturellen Clash, also einen Zusammenprall oder Konflikt. Denn diese vier von den Europäern gesteuerten Phänomene liefen in ihrer Intention und Auswirkung dem Weltbild der Indianer völlig zuwider, ohne dass diese es zunächst realisieren konnten. Louis begann seine Ausführungen dazu mit einer auf den ersten Blick einfachen Beschreibung: »Im Jahr, als ich geboren wurde, gab es nur zwei Gebäude

in Winisk: dasjenige der Hudson's Bay Company und eine Kirche. Diese zwei großen Bauten gehörten den weißen Menschen. Die Hudson's Bay Company wurde von einem Geschäftsmann geführt und in der Kirche war der Priester, der versuchte, die Leute hineinzulocken, o. k.?«¹⁰⁰

Mir wurde erst nach dem Gespräch mit Louis vollumfänglich bewusst, wie brillant er dieses einfache Bild gewählt hatte und mir damit den Zusammenstoß zweier Kulturen, denen ganz andere Grundverständnisse zu eigen waren, mit nur wenigen Worten erklärte. Da standen also diese beiden Gebäude am Winisk River nahe der Meeresbucht als unverrückbare Symbole einer sesshaft konzipierten Welt, die sich, aus Übersee gekommen, auch über den amerikanischen Kontinenten ausbreitete und dessen Land als Besitz beanspruchte. Gleichzeitig legten die Cree nach wie vor jedes Jahr Hunderte Kilometer zurück und lebten etappenweise an verschiedenen Orten. Dann gab es den HBC-Manager, der im Posten als Geschäftsmann wirkte und seinen Lebensunterhalt damit verdiente, im Auftrag seiner Gesellschaft europäische Waren gegen Tierfelle einzutauschen, die er mit einer erheblichen Marge in den globalen Markt einspeiste. Dieses Erwirtschaften von möglichst hohem Gewinn war einer der wesentlichen Unterschiede zur indianischen Praxis. Louis sagte dazu: »Es war ein kulturell anderes Handelssystem, o. k.? Es tauchten Leute auf, die reine Händler waren und aus einer anderen Kultur kamen. Unser Handelssystem war anders, denn es gab kein Geld. Es war eher ein Austausch.«¹⁰¹

Natürlich profitierten die Swampy-Cree von neuen, durch den Handel erworbenen Gebrauchsgegenständen, da sie ihnen das Leben erleichterten und ihnen erlaubten, mehr Tiere unter einfacheren Bedingungen zu jagen. Sie behielten diese jedoch in der Regel für sich und verkauften sie nicht an Dritte weiter, um Mehrerträge zu erzielen. Grundlegend für ihr Handelsverständnis war das Gleichgewichtsprinzip. Wenn man einen Handel tätigte, ging es nicht primär darum, einen Gewinn zu erzielen, sondern jemandem etwas zu geben, das dieser benötigte. Im Gegenzug erhielt man etwas Gleichwertiges zurück, das man selbst gerade gebrauchen konnte. Gewiss gab es auch Swampy-Cree oder Oji-Cree, die am Zwischenhandel beteiligt waren und dadurch einen kleinen Gewinn machten. Ihr Anreiz mag aber primär darin bestanden haben, den Zugang sowohl zu wichtigen Nahrungsmitteln als auch zu europäischen Waren zu verbessern. Doch weder kam es dabei zur Aufgabe der traditionellen Lebensweise noch zu einer überdurchschnittlichen persönlichen

Bereicherung. Stets ging es um die Gemeinschaft, mit der praktisch alles geteilt wurde. Individueller Besitz blieb auf einige persönliche Objekte beschränkt. Darunter waren einige sakrale Gegenstände, die im Medizinbeutel mitgeführt wurden, Schmuck, Waffen und die Kleider, die man trug.

Selbst wenn der Pelzhandel bei den Indianern in den nördlichen Wald- und Moorlandschaften auch das Verlangen weckte, ökonomische Profite zu steigern, so kam es nie zu einer vergleichbaren Anhäufung von Privatbesitz wie in kapitalistischen Gesellschaften. Denn die Cree konnten nur beschränkt Waren auf ihrer Wanderschaft mitführen und deshalb waren ihnen schon aufgrund ihrer Lebensweise ökonomische Wachstumsgrenzen gesetzt. Hinzu kam, dass es Landbesitz in einem rein wirtschaftlichen Verständnis nicht gab und daher auch keine Spekulationen auf irgendwelche Bodenpreisentwicklungen oder auf andere Güter aus der Natur betrieben wurden. Land, Luft und Gewässer sowie alles, was darauf und darin existierte, wurden von allen zum Überleben gebraucht, folglich geteilt und waren die Quelle ihrer gesamten Existenz. Besitzen konnte man nur etwas, das man auch auf die Wanderschaft mitnehmen konnte: ein Beil, ein Messer, ein Gewehr. Wie aber sollte man etwa einen ganzen Fluss oder einen Wald transportieren? Privater Landbesitz war in der Vorstellung der Cree genauso absurd wie das exzessive Anhäufen von materiellen Gütern.

Das zweite Element in Louis' Bild war der Priester in der Kirche, die neben dem Handelsgebäude stand. Es verdeutlichte, wie eng koloniale Wirtschaftsinteressen mit Missionierungsbestrebungen Hand in Hand gingen. Während die HBC die Cree wirtschaftlich abhängig machen wollte, um weiterhin günstig an Pelze zu kommen, versuchten die Missionare, sie geistig an sich zu binden, damit ihre jeweilige christliche Religionsgemeinschaft weltweit weiterwachsen konnte. Die Konsequenzen für die Cree durch den Kontakt mit der HBC und der Kirche erläuterte Louis anhand folgender Ausführungen: »Sobald sich unsere Leute auf diesen Handel eingelassen hatten, der ihnen Äxte und besonders Gewehre in Aussicht stellte, waren sie am Haken. Denn sie brauchten von nun an diese Dinge. Und egal, wie viele Pelze dieser Händler wollte, du gingst aufs Land, tötetest alles und gabst es ihm, damit du diese Dinge haben konntest.«¹⁰² Über die neue Religion sagte er: »Wenn man die Geschichte der Europäer liest, sieht man, dass sie auch wegen der Religion gegeneinander Kriege führten. Das gab es bei uns nicht. Unsere

Leute kannten keinen Gott, für den man töten muss. Auch gebrauchten sie das Wort ›Gott‹ nicht, sondern sagten eher ›Schöpfer‹ oder ›Großer Geist‹. Einige haben auch andere Bezeichnungen verwendet. Für sie war es nämlich eine alles durchströmende Kraft. Und sie wussten, Gott ist nicht dazu da, dass man sich an der Schöpfung bereichert und andere benachteiligt. Aber die Europäer instrumentalisieren die Religion, weil sie das wirksamste Mittel war, unsere Vorfahren zu manipulieren, die eins mit dem Land gewesen waren. Sie nannten es ›Mutter Erde‹. Durch das Land waren die Menschen mit dem Großen Geist verbunden. Der Schöpfer hatte ihnen dieses Land und die Sonne geschenkt. Alles blühte auf. Dies schätzten sie voller Respekt und töteten nie ein Tier ohne Grund. Auch haben sie nichts verschwendet. Alles war ein Geschenk des Großen Geistes. Er war es, der ihnen das Land anvertraute, und nicht jemand anderes.«¹⁰³

Louis schien kurz zu überlegen und fügte laut lachend hinzu: »Er oder sie oder was auch immer! Es ist der Große Geist und braucht kein Geschlecht.« Dann fuhr er ernsthaft, aber dennoch irgendwie unverständlich schmunzelnd fort: »Die Europäer haben mindestens 3000 Jahre an ihrem Gott gebastelt. Jedenfalls haben unsere Elders dies so interpretiert und gesagt: ›Die Weißen haben ihren Gott so geformt, wie sie ihn haben wollten, also bis er ihnen passte. So etwas machten wir nie.‹ Es war eben ein wirklich anderes Denken, ein anderes Konzept bezüglich dieser religiösen Dinge. Als die Europäer hierherkamen, erkannten sie, dass man die Indianer nicht von ihrem Land trennen kann. Man musste die Leute also ändern, um es in Besitz zu nehmen. Und daher haben sie die Religion gebracht, um das da zu verändern.«¹⁰⁴ Dabei tippte Louis mit dem Zeigefinger an seinen Kopf.

1670: Gründung der Hudson's Bay Company

1610 steuerte Kapitän Henry Hudson (ca. 1565–1611) die *Discovery* unter englischer Flagge als erstes europäisches Schiff in die später nach ihm benannte See. Er war mit seinen Leuten auf der Suche nach einer Passage, die den Atlantik mit dem Pazifik verband und die auch die Franzosen bereits gesucht hatten. Nachdem die Crew von London kommend südlich an Island und Grönland vorbeigesegelt war, die Labradorsee und eine längere nach Westen ziehende Meerestraße passiert hatte, war die